Das rothe Buch oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen.

Ein Lesebuch, mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet,

von

Jakob Glatz,
Lehrer am Erziehungsinstitute in Schnepfenthal.

Erstes Bändchen, für Kinder von 7 bis 9 Jahren.

Reutlingen
in J. J. Mäckens Buchhandlung.
1801.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Vorrede.

Der Plan, den ich mir bey gegenwärtiger Schrift entwarf, der mir bey der Ausarbeitung derselben vorschwebte, und wodurch sie sich vielleicht von vielen ähnlichen Schriften unterscheidet, ist kürzlich folgender: Das Buch sollte ein Lesebuch werden, bestehend aus mehrern Bänden, und bearbeitet in Hinsicht auf das jedesmalige Alter des Lesers, so, daß der darin herrschende Ton sich stufenweise erhöbe, und jeder Theil des Ganzen auf eine bestimmte Periode des jugendlichen Alters Rücksicht nähme. Freylich entscheidet, wann von dem Grade der Bildung des Lesers, und des Menschen überhaupt, die Frage ist, nicht allezeit das Alter; indeß konnte ich wohl, um die Klasse der Leser zu bezeichnen, für welche die einzelnen Bändchen bestimmt sind, nicht füglich einen andern Maßstab angeben, und diejenigen, die etwa von dem Buche Gebrauch machen wollen, werden die Sache schon zu nehmen wissen, wie sie genommen werden muß.

Der Vollständigkeit halber, hätte mit einem A. B. C. Buche der Anfang gemacht werden sollen; allein theils traue ich mir zur Abfassung desselben nicht genug Talent zu; theils haben wir auch schon einige, obgleich (unter der Legion unnützer) nur wenige zweckmäßige Fibeln; theils kam noch so

manches andere dazwischen, und ich entschloß mich daher, das erste Bändchen des Lesebuchs für Kinder zu bearbeiten, die sich im Lesen schon einige Fertigkeit erworben haben, und im Stande sind, etwas längere Erzählungen im Zusammenhange zu verstehen; kurz, für Kinder von ungefähr 7 bis 9 Jahren. Bey dem zweyten Bändchen werde ich mir Kinder von 9, 10; bey dem dritten von 10, 11, und bey dem vierten Kinder von 11 — 13 Jahren denken. Mit dem vierten Theile soll das Buch beschlossen seyn.

Es war Anfangs mein Plan, für jede Altersperioden der Leser ein paar Bändchen auszuarbeiten; allein die Schrift wäre dann etwas bändereich geworden, und dies ist, besonders in den jetzigen Zeiten, gar nicht dazu geeignet, ein Werk dem Käufer zu empfehlen. Auch ist von mir für diese zwey Altersperioden bereits ein Lesebuch erschienen, welches vielleicht mit dem gegenwärtigen beym Gebrauche verbunden werden könnte *).

Wenn ich gegenwärtige Schrift als Lesebuch bezeichne: so verstehe ich darunter ein Buch, welches hauptsächlich dazu bestimmt ist, daß daraus laut gelesen, und dadurch eine Fertigkeit im richtigen und schönen Lesen erworben werde. Soll letzteres

*) Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal oder Erzählungen für die zartere Jugend. Auch als Lesebuch in den Lehrstunden zu gebrauchen. Reutlingen bei Mäcken jun.

erreicht werden, so ist es nöthig, daß man den Schüler immer etwas mehr lesen lasse, und dieser Umstand giebt die bey der Ausarbeitung eines solchen Buches zu befolgende Regel. Es darf ja nicht mit jenen Schriften verwechselt werden, welche kurze, nervöse Sätze, inhaltvolle Erzählungen, wo vieles, wenn sie richtig verstanden werden sollen, erläutert werden muß, kurz, welche absichtlich gehäufte Materialien zu Verstandesübungen enthalten, und nicht sowohl Lese= als vielmehr Lehrbücher sind, wie z. B. Thieme's erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

Dergleichen Schriften, wie die genannte, können wohl auch bey Leseübungen gebraucht werden, wenn dabey nichts weiter als die Erwerbung einer Fertigkeit im deutlichen und richtigen, übrigens, in ästhetischer Hinsicht, sich nicht über das Gemeine oder Mittelmäßige erhebenden Lesen bezielt wird. Soll dieses (wie es denn sehr zu wünschen ist) auch einen ästhetischen Werth haben: so wird die Fertigkeit darin wohl nicht anders, als durch öfteres und vieles, und durch nöthige Erläuterungen, nicht lange unterbrochenes Lesen erlangt werden können. Auch wird, aus leicht zu erachtenden Gründen, in den Aufsätzen, welche in dieser Hinsicht gelesen werden, mehr die Sprache der Empfindung als des lehrenden Verstandes herrschen müssen, wobey jedoch dieser keinesweges vernachläßiget werden darf.

Unter den Unterrichtsgegenständen sollte billig das Lesen überall einen eigenen Platz erhalten, und

gewisse Lehrstunden einzig und allein für die Uebung darin festgesetzt werden. Und damit diese mit Lust getrieben werde, dürfte unter andern Folgendes dabey in den meisten Fällen zu beobachten seyn:

I. Ein jeder Schüler sollte ein eigenes Exemplar vom Lesebuche haben, damit er es nach aller Bequemlichkeit gebrauchen könnte. Es taugt nichts, wenn mehrere Leser, wie dies gewöhnlich der Fall ist, sich mit einem einzigen Buche behelfen müssen. Ich weiß wohl, daß die meisten Eltern die dabey nöthigen Ausgaben scheuen. Bey einigen hat dies seinen guten Grund; allein viele sollten über einen Kostenaufwand dieser Art sich nicht beklagen; sondern immer dabey bedenken, wie derselbe mit den Ausgaben auf überflüßige Luxuswaaren, und ganz entbehrliche Kleinigkeiten, welche man mit leichtem Herzen macht, gar nicht verglichen werden kann. Statt der goldenen oder silbernen Quaste, womit man die polnische Mütze des jungen Herrn schmückt, der silberren Sporne, womit man seine Stiefel ziert, des Bambusröhrchens, welches er füglich missen kann, des kostbaren englischen Federmessers, das er zum Holzschnitzen gebraucht, des Kastorhutes, den er nicht zu schonen weiß: kurz, statt so vieler unnützen, dabey aber theuern Kleinigkeiten, womit hier und da die Kinder überhäuft werden, kaufe man ihnen lieber einige nützliche und bey ihrer Bildung nöthige Bücher, die doch bey weitem keinen so großen Kostenaufwand verursachen, als jene überflüßigen Dinge.

II. Der Lehrer lasse doch ja das Lesebuch nicht in den Händen der Schüler, weil diese ausser den Lehrstunden dasselbe gewöhnlich durchlesen, und dann in der Lesestunde wenig oder kein Interesse mehr daran finden. Ist es ausgelesen, so mache er ihnen damit ein Geschenk, worüber sich Kinder gewöhnlich sehr zu freuen pflegen. Dasjenige, welches sich im Lesen zu wenig Mühe gab, erhalte es nicht gleich; sondern der Lehrer behalte sich es vor, ihm dann das Buch verabfolgen zu lassen, wenn er mehr Fleiß und guten Willen bey ihm entdeckt. Ich bin dem Belohnungssysteme bey der Erziehung eben nicht sehr hold; allein dergleichen Geschenke, wie das vorhin angerathene, werden, besonders wenn Lehrer und Eltern nicht allzuviel Gewicht darauf legen, und sich hüten, auf sie, als auf die vorzüglichsten Reizmittel zum Fleiße, oft hin zu deuten, gewiß keinen Schaden anrichten.

III. Es ist den Kindern angenehm, und bey Anfängern unumgänglich nothwendig, daß der Lehrer ihnen den zu lesenden Aufsatz vorerst selbst vorlese, und denselben dann von ihnen lesen lasse. Er muß auch hierin gleichsam ihr Muster seyn, und daher mit aller ihm möglichen Genauigkeit und dem gehörigen Ausdrucke vorlesen. Allein hier tritt dann wieder der Fall ein, daß der Schüler vielleicht nicht mehr das gehörige Interesse an dem Gelesenen nimmt, wenn es noch Einmal, und gewöhnlich fehlerhaft, und unter öfteren nöthigen Unterbrechungen des Lehrers, wiederholt wird. Es ist nun die

Sache des letzteren, das erforderliche Interesse zu wecken, und zu unterhalten, und die Aufmerksamkeit des Schülers gehörig zu beschäftigen. Dies kann dadurch geschehen, daß man zuweilen den Einen oder den Andern aufruft, schnell weiter zu lesen; daß man Alle auffordert, Acht zu geben, ob derjenige, welcher eben ließt, nicht hie und da Fehler mache, die der Lehrer (oft absichtlich) übersieht; daß am Ende des Lesens die Bemerkungen über begangene Fehler mit Freuden aufgenommen werden; daß man in ein eigenes Notirbuch einträgt oder eintragen läßt, wie jeder gelesen habe; dieses zu gewissen Zeiten durchsieht; Resultate daraus zieht, und darnach die Ordnung bestimmt, in welcher, einen festgesetzten Zeitraum hindurch, die Schüler einander im Lesen folgen u. s. w. Es wird dem einsichtsvollen Lehrer nicht schwer seyn, (welches auch nöthig ist), mehrere dergleichen Mittel, das Interesse und die Aufmerksamkeit der jungen Leser zu erregen und zu nähren, ausfindig zu machen. Für den untauglichen Pädagogen wären auch die besten Vorschriften ohne Frommen; denn er würde sie ohne Geist anwenden; und der Buchstabe nützt auch hier eben so wenig als anderswo.

IV. Der Lehrer moralisire und docire in der Lesestunde über das Gelesene so wenig als möglich; dies gehört in die Stunden, wo Moral gelehrt und Verstandesübungen angestellt werden. Zuweilen ist es freylich nöthig, daß der Schüler über dies und jenes Gelesene befragt werde, damit man sehe, ob

er es richtig gefaßt habe; nur muß dabey alle Weitschweifigkeit vermieden werden, die ohnehin ihres Zwecks fast immer verfehlt. Ein Paar gehaltvolle Worte, zur rechten Zeit gesprochen, wirken auf das Herz der Jugend mehr, als lange wäßrichte Declamationen.

V. So gerne sich gewöhnlich die Jugend einander das Gelesene, Gehörte, und selbst in Erfahrung gebrachte mittheilt, wenn dabey nichts von Zwang obwaltet; so ungern thut sie dies gemeiniglich, wenn sie auf das Geheiß des Lehrers erzählen soll, was gelesen worden ist; und sie liest dasselbe gewöhnlich nicht mit ganzer Lust, wenn sie vorher weiß, daß sie es wieder erzählen müsse. Und doch ist dieses mündliche Erzählen des Gelesenen eine herrliche Sache; es entwickelt und bildet ein im geselligen Leben nöthiges und schönes Talent, und erleichtert die schriftliche Mittheilung ungemein; es darf daher bey der Bildung der Jugend nicht übersehen werden. Und wo wäre hierzu eine schicklichere Veranlassung, als gerade in der Lesestunde? — Allein, wie gesagt, sie kann dadurch leicht verleidet werden. Meine Meinung daher ist, daß der Lehrer den rechten Zeitpunkt wahrnehme, und auf eine gute Art seine Schüler dahin zu stimmen suche, daß sie das Gelesene mit Lust erzählen. Aller Zwang und Pedantismus muß dabey wegfallen. Dasselbe gilt vom schriftlichen Aufsetzen des Gelesenen. Es wird oft ungerne gelesen, wenn der Schüler voraussieht, er werde es schriftlich wieder er-

zählen müssen. Dies darf daher nur zuweilen geschehen, und es muß der Einsicht und Geschicklichkeit des Lehrers anheim gestellt werden, die Zeit, wann es geschehen soll, zu bestimmen. —

Doch man mißverstehe mich nicht; man glaube nicht, daß ich die Maxime derjenigen Pädagogen billige und anrathe, die sich immer um die Neigung, Lust und die Wünsche des Schülers herumtummeln, diese zum Hauptpunkt und vorzüglichsten Bestimmungsgrunde der Handlungen des Lehrers erhoben wissen wollen, und dadurch ihre Zöglinge nicht zu Menschen von Kraft und Selbstständigkeit bilden; sondern zu eigensinnigen, widerlichen Schwächlingen verziehen. Die obigen Rathschläge sollen bloß gelten, wenn von kleineren Kindern, die im Lesen geübt werden, die Rede ist, und auch da muß es (einige Fälle ausgenommen) vor ihnen so viel wie möglich geheim gehalten werden, daß man sich stark nach ihrem Geschmacke und Wunsche bequeme.

Noch will ich Einiges zum Schlusse über die in dieser Schrift enthaltenen Erzählungen, insofern sie eine moralische Tendenz haben, bemerken. Man macht jetzt mit vollem Rechte die Forderung an den Jugendschriftsteller, daß er bey der Läuterung, welche die Moral in neuern Zeiten erhalten hat, es sich zur Pflicht mache, in seinen Schriften zur Verbreitung derselben in ihrer vollkommenern Gestalt alles Mögliche beyzutragen, und statt, wie es bisher fast durchgängig geschah, Klugheitsregeln

zu predigen, doch einmal schon **Grundsätze der Sittlichkeit** vorzutragen und zu verbreiten.

Wer, dem das Eine, was noth ist, wirklich am Herzen liegt, und der sein besseres Selbst nicht verkennt, wird nicht in diese gerechte Forderung mit einstimmen? — Lange genug hat man den Menschen aus einem sehr niedern und demüthigenden Gesichtspunkte angesehen; ihn mehr nach cameralistischen als moralischen Principien beurtheilt, oder vielmehr **geschätzt**; ihm das Vermögen, sich edel über das Sinnliche, Zufällige, Nichtige zu erheben, abgesprochen, und im Gefühle seiner eignen Unwürdigkeit gleich ihn als Schwärmer oder Wahnsinniger belacht, wenn er wirklich nach dem Ziele rang, auf welches ihn eine geheime innre, heilige Stimme hinwieß, um welches aber Leidenschaft und niedrer Sinn einen dicken Nebel ziehen. Lange genug hat man den Menschen, dieses von einem Gott gezeichnete Wesen, zu einem klugen Thiere herabgewürdigt, bey dem doch endlich alles auf Genuß und niedern Erwerb hinauslaufe; hat die Kunst, sich wechselsweise auf eine feine Art zu täuschen und zu überlisten, über alles gepriesen; hat dem Jünglinge von dem Katheder zugerufen: „Sey klug wie die Schlangen!" (und ohne Falsch wie die Tauben! setzte jener Weise hinzu). Si non caste, tamen caute! u. s. w. Lange genug hat man die erhabenen Grundsätze eines Sokrates, Plato, Mark Aurel, Jesus gelästert; und Künste und Wissenschaften zu Mitteln, sich Genuß und immer Genuß zu erwerben

und einander zu hintergehen, erniedrigt, so, daß jener große Mann von ungeschminkter Redlichkeit, Rousseau, „der wie Mirabeau ihn schildert, redete, wie er dachte, schrieb wie er redete, lebte wie er schrieb, und starb wie er lebte," wohl im vollen Ernste, aus Liebe zur Menschheit, sie in den rohen Naturstand zurückwünschte, weil ihm dies das einzige Mittel dünkte, das ausgeartete Geschlecht von der Verkehrtheit zurück zu bringen, von der es ihm hingerissen schien.

Und ist es wohl jetzt viel anders? — Führt man den Menschen nicht immer noch mehr zur Klugheit als zur Sittlichkeit? mehr zum Genuß und Erwerb, als zu einem sich selbst beherrschenden edlen Sinn? mehr in den Strudel betäubender Zerstreuungen der Aussenwelt, als in die innre Welt stiller und ernster Betrachtungen? — Beurtheilt man nicht noch immer häufig den Werth der Handlungen nach ihren Folgen, also etwas Ewig-Festes nach dem blinden Zufalle? hält man es nicht gewöhnlich mit denjenigen, die, wie Göthe sich ausdrückt, mit all' ihrem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andre mit ihren Segeln und Rudern? und hört man nicht oft Leute, die weise seyn wollen, über die Unklugheit manches Rechtschaffenen klagen, der, alle Schleichgänge verachtend, den geraden Weg einschlägt, und nach bestem Wissen und Gewissen handelt, dadurch aber den Freunden der Finsterniß und Unredlichkeit, wie es nicht anders kommen kann, anstößig

wird; anstatt daß jene, sich weise dünkenden Leute vielmehr diese Niedriggesinnten bedauren und verachten sollten, daß sie an den redlichen Absichten und Handlungen jenes gewissenhaften Mannes Anstoß nehmen, und sich dadurch selbst als Diener der Unwahrheit und Finsterniß bezeichnen. Wahrlich! diese Art, die Handlungen der Redlichen zu beurtheilen, ist ein trauriger Beweis einer durchaus verkehrten Denkungsart, die leider! auch noch in unserm Zeitalter die herrschende zu seyn scheint.

Es ist daher allerdings die höchste Nothwendigkeit, bey der Jugend das Aufkommen eines solchen verkehrten Sinnes zu verhindern, und schon der zartern Seele eine bessere, sittliche Richtung zu geben.

So sehr ich nun auch davon überzeugt bin: so glaube ich doch, daß bey Kindern, für welche das gegenwärtige Bändchen bestimmt ist, eine höhere moralische Belehrung noch nicht statt finden könne, indem die Vernunft, welche dabey eine conditio sine qua non ist, bey ihnen noch unentwickelt und ihre Entwickelung erst in spätern Jahren möglich ist. In den für sie bestimmten Erzählungen wird man oft zu den Folgen mancher Handlungen seine Zuflucht nehmen müssen. Uebrigens will ich mich gern bescheiden, daß vielleicht nur mir, als einem Ungeübten, dieses unvermeidlich und jene Belehrung bey kleinen, sinnlichen Kindern nicht möglich scheint. — Wie auch immer meine Aufsätze in die-

ser Hinsicht beurtheilt werden mögen: in so weit glaube ich die Klippe, an der man hier gewöhnlich scheitert, vermieden zu haben, daß die Leser aus meinen Erzählungen nicht das falsche und trostlose Resultat ziehen werden, diejenige Handlung sey gut, welche er wünschte, und diejenige böse, die üble Folgen nach sich ziehe, woraus sich ergäbe, daß, trotz der Aussage der Vernunft, nicht wenige der ärgsten Bösewichter, welche je gelebt haben, die tugendhaftesten Menschen, Heilige, Engel in menschlicher Gestalt; hingegen viele der Edelsten und Besten unsers Geschlechts die größten Bösewichter gewesen wären. —

Möchte doch gegenwärtiges Buch die Absicht erreichen, aus welcher es geschrieben worden ist!

Schnepfenthal
am Tage Pauli Bekehrung
1801.

J. Glatz.

Herr Wald und seine Kinder.

Herr Wald hatte fünf muntre Kinder; drey Knaben und zwey Mädchen. Sie hießen Thuiskon, Tido, Harald, Thusnelda und Rickchen. Diese Kinder machten dem Herrn Wald viele Freude. Wann er nichts zu thun hatte, rief er sie zu sich, nahm eines davon auf den Schooß, und erzählte ihnen allerhand kleine Geschichten, von guten und nicht guten Kindern, und wann die Geschichte aus war, sagte der Vater: lieben Kinder! ich habe euch die Geschichte deswegen erzählt, damit ihr daraus lernt, wie ihr euch aufführen sollt; und da streichelten denn die Knaben und Mädchen immer Herrn Walds Gesicht, und versprachen, verständige und gute Kinder zu seyn.

Zuweilen nahm auch Herr Wald ein großes Buch aus seinem Schranke, und setzte sich auf den Grosvaterstuhl. Sahen das die Kinder, so waren sie in einem hui! bey dem Vater, voller Freuden. Wißt ihr warum? — denkt einmal nach. — — Nun, wer hats errathen? der bekömmt ein Pätschchen auf die rechte Hand, wann er mich einmal besucht, und vielleicht noch mehr. —

In dem großen Buche standen wohl über hundert Bilder; davon zeigte Herr Wald seinen Kin-

dern zuweilen Eins oder Zwey, und erklärte ihnen alles an dem Bilde.

Darum waren Thuiskon, Tido, Harald, Thusnelda und Rickchen immer froh, wann der Vater zum Schranke gieng, und das große Buch heraus nahm.

Herrn Walds Kinder konnten alle schon lesen. Thusnelda las am besten, Tido mittelmäßig, und Harald noch schlecht. Herr Wald kaufte seinen Kindern ein Paar Bücher, darin lasen sie fleißig und übten sich so im Lesen, und weil Thusnelda dabey sehr aufmerksam, und Harald nicht aufmerksam war; so las Thusnelda bald gut, Harald aber nicht.

Das erste Buch, das Herr Wald seinen Kindern kaufte, um sie darin lesen zu lassen, war: Conrad Kiefers A B C und Lesebüchlein. Der Mann, der es geschrieben hat, heißt Salzmann, und hat die Kinder, wenn sie gut sind, recht lieb.

Das Büchlein gefiel Herrn Walds Kindern gar sehr; es machte allen viel Spaß. Als sie es ausgelesen hatten, kaufte ihnen Herr Wald zu Weihnachten ein anderes Buch; es hat den Titel: Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal, oder Erzählungen für die zartere Jugend. Auch Lesebuch in den Lehrstunden zu gebrauchen.

In einigen Monaten war auch dieses Buch bald ausgelesen, und die Kinder fragten nun den Vater, was sie hernach für ein Lesebuch bekommen würden?

Dafür laßt ihr mich sorgen, sprach Herr Wald.

Damit beruhigten sich die Kinder.

Im Monat April reiste Herr Wald nach Leipzig. Er ritt dahin auf einem Apfelschimmel. Ehe er fortreiste, versammelten sich die Kinder in ein Häufchen und schmunzelten. Wenn uns der Vater nur was mitbrächte! sagte Tido ganz leise.

Das thut er gewiß, sprach Harald.

Thusnelda. Ich wünschte, er brächte Zeug zu einem schönen Kleide mit.

Rickchen. Das wollt ich auch.

Thuiskon. Ich wünschte mir einen kleinen Guckkasten, so einen, wie Nachbars Alexander hat, oder andere Spielsachen.

Tido. Schöne Pfefferkuchen möchten auch nicht übel schmecken.

Harald. Und verzuckerte Mandeln noch besser.

Thusnelda. Und oben drein ein Buch. —

Alle. Ach! ja! ein Buch, ein neues Lesebuch!

Der Vater hörte alles gar gut, was die Kinder sprachen. Er sagte aber nichts, und die Kinder sagten auch nichts.

Darauf bestieg Herr Wald den Apfelschimmel und ritt ab.

Die Kinder freuten sich sehr auf die Rückkehr ihres Vaters. Nach zwey Wochen war er wieder da. Alle sprangen ihm entgegen, küßten ihn und riefen: das ist schön, lieber Vater! daß du wieder da bist!

Es war Abend, als Herr Wald zurückkam, und da er etwas müde von der Reise war, legte er sich bald zu Bette.

Den Tag darauf rief Herr Wald die Kinder auf seine Stube. Er lächelte sie freundlich an. Die Kinder sahen dem Vater schalkhaft ins Gesicht; auch sich selbst guckten sie unter einander an, und Harald zupfte seine Schwester Thusnelda heimlich und sagte ihr ins Ohr: gib Acht, Thusnelda! der Vater hat uns von Leipzig was mitgebracht! —

Hierauf öffnete Herr Wald eine kleine Kiste. Die Kinder hatten darüber eine gewaltige Freude, und klatschten frohlockend in die Hände, als der Vater zu ihnen sagte: seht, Kinder! hier habe ich euch etwas mitgebracht.

Jedes bekam ein Geschenk; Thusnelda schönes Zeug zu einem Kleide; Rickchen das nemliche; Thuiskon einige hölzerne Spielsachen; Tido ein Paar Pfefferkuchen; Harald verzuckerte Mandeln.

Aber nun hab' ich noch was für euch, sprach der Vater, wer wirds errathen?

Ein Buch! ein Buch! riefen alle.

Errathen! sagte der Vater. Seht, hier hab ich das zweyte Bändchen von dem Unterhaltungsbuche der kleinen Familie von Grünthal gekauft.

Also darin werden wir nun lesen? fragte Rickchen.

Nein! mein Kind! dieses Buch will ich für den Winter aufbewahren.

Aber was sollen wir denn im Sommer und im Herbste lesen? fragten Alle.

Der Vater zog hierauf noch ein anderes Buch hervor, welches mancherley Erzählungen für Knaben und Mädchen enthielt, und roth eingebunden war. In diesem hier werdet ihr lesen, sagte Herr Wald.

Die Kinder dankten dem Vater für die schönen Geschenke, und überhäuften ihn mit Liebkosungen. Darauf sprangen sie zur Mutter hin, und zeigten ihr alles, was sie bekommen hatten. Tido gab ihr ein Stückchen von seinen Pfefferkuchen, und Harald sechs verzuckerte Mandeln.

In drey Wochen fieng man an, das neue Buch zu lesen. Weil es hübsch roth eingebunden war, nannten es die Kinder nur das rothe Buch. Wie es ihnen gefallen hat, weiß ich nicht.

Siegfried und Martin.

Der kleine Siegfried war ein gutherziger Knabe; wenn er jemanden einen Gefallen erweisen konnte, so that er es gerne; besonders erwies er armen Kindern viel Gutes.

In dem Orte, wo er wohnte, lebte auch ein Knabe, der hieß Martin. Martin war ein braver Junge; aber sehr arm; denn auch die bravsten Menschen sind oft arm. Martin lebte kümmerlich, und, um sich etwas zu verdienen, hütete er im

Sommer die Schaafe; im Winter aber spann er ums Geld.

Der kleine Siegfried hatte von seinem Vater gehört, daß man, wenn man kann, armen Leuten helfen müßte. Das nemliche sagte ihm auch sein Herz; denn es war gut. Siegfried erwies daher dem armen Martin viele Gefälligkeiten; er gieng zuweilen zu ihm hin, und brachte ihm eine alte Jacke, oder ein Paar Stiefeln, oder einen Kuchen; manchmal auch einige Groschen Geld.

Martin wurde oft durch Siegfrieds Geschenke sehr gerührt; ein paarmahl weinte er sogar darüber vor Freuden. Ach! sagte er immer, wenn ich nur wüßte, womit ich auch dir, guter Siegfried! einen Gefallen erweisen könnte.

Das ist nicht nöthig, lieber Martin! sprach dann Siegfried; was ich thue, thue ich gerne, und ich thue es nicht darum, daß du auch mir etwas dafür thun sollst.

Aber, da Martin ein guter Knabe war, so wollte er auch dankbar gegen den kleinen Siegfried seyn. Er sann hin und her, und fand doch nichts, womit er seinem Wohlthäter hätte einen Gefallen erweisen können. Endlich gelang es ihm, etwas zu finden, womit er Siegfrieden eine Freude zu machen hoffte.

An einem Sommerabend, als Martin die Schaafe, welche er hütete, nach Hause gebracht hatte, kam er zu Siegfrieden. Er hatte ein kleines Kästchen unter dem Arme. Siegfried em=

pfieng ihn freundlich, und brachte ihm ein Stück weißes Brod.

Lieber Siegfried! sagte hierauf Martin, hier bring ich dir was; ich hoffe, es wird dir viel Spaß machen.

Und was denn? fragte Siegfried. Was steckt in dem Kästchen?

Das sollst du gleich sehen, versetzte Martin, und machte das Thürchen auf, welches an dem Kästchen war.

Ach! rief Siegfried; allerliebst! ein artiges, muntres Eichhörnchen! so ein Thierchen habe ich mir schon längst gewünscht! —

Nun jetzt sollst du es haben; es ist dein, mit samt dem Kästchen, sagte Martin.

Siegfried sprang schnell zum Vater hin und bat ihn um etwas Geld, welches er dem dankbaren Martin geben wollte. Allein dieß merkte Martin, er schlich sich daher fort aus der Stube, und als Siegfried zurückkam, fand er ihn nicht mehr dort und konnte ihm also für das angenehme Geschenk nicht einmal danken.

Siegfried rief seine Eltern und alle Menschen, die im Hause wohnten, zusammen und zeigte ihnen sein Eichhörnchen. Das Thierchen gäb' ich nicht um einen Ducaten, sagte er; und die ganze Nacht träumte er von nichts anderm, als vom Eichhörnchen.

Das Eichhörnchen.

Es läßt sich nicht beschreiben, welch' eine große Freude Siegfried an seinem Eichhörnchen hatte. Es war aber auch ein gar poßierliches Thierchen; so munter und lustig, wie mancher kleine Wildfang unter euch, ihr kleinen Leser!

Wenn Siegfried nichts anderes zu thun hatte, so stand er bey dem Eichkätzchen und hatte seine Lust an den Kapriolen, die es machte; besonders war er gern dabey, wenn es fraß. Er fütterte es meistentheils mit Haselnüssen. Warf er demselben eine Haselnuß hin, so griff es gleich darnach mit seinen Vorderpfötchen, setzte sich auf die hinteren Beine, rekte den langen Schwanz in die Höhe, daß er aussah, wie eine gekrümmte Feder auf dem Kopfe mancher Dame; nagte dann an der Haselnuß sehr schnell und so lange, bis sie aufgebissen war, und dann nahm das lustige Thier den Kern heraus und ließ sich ihn wohlschmecken. Siegfried gab ihm den Namen Habakuk.

Anfangs war Habakuk sehr scheu und wild. Machte Siegfried die kleine Thüre am Kästchen auf, da verkroch sich das Thier in den hintersten Winkel und wollte nicht hervorkommen. Allein nach und nach ward es zahmer.

Wenn Siegfried rief: Habakukchen! kuck mahl 'raus! bekömmst einen Schmaus, so kam das Eichhörnchen aus seinem Häuschen herausgeschlüpft und sah Siegfrieden an, gleich als wollte es sagen: nun

gieb mir, was du mir versprochen hast. Und wirklich bekam es allemahl etwas.

Einmahl bekam Siegfried von zwey Freunden einen Besuch. Ernst und Gotthilf hießen sie. Siegfried führte sie sogleich zu seinem Eichhörnchen. Auch ihnen gefiel Habakuk sehr wohl und sie zerlachten sich über die drolligen Springe, die das Thier machte.

Ernst, der gerne Menschen und Thiere neckte, fieng an, das Eichkätzchen am Schwanze zu zupfen. Siegfried warnte ihn, und sagte: thue das nicht, Ernst, sonst wird Habakuk wild, und beißt dich. Er ist heute ohnedem sehr wild; denn dieß ist er immer, wenn wir stürmisches Wetter zu erwarten haben. Hörst du, wie er schmatzt? wie er pfeift? laß ihn in Ruhe; denn wenn er dich beißt, so kannst du vielleicht gar um deinen Finger kommen. Sein Biß ist giftartig und daher sehr gefährlich.

Aber darauf hörte Ernst nicht; sondern fuhr fort, das herumgalloppirende Eichhorn zu zupfen. Doch kaum hatte er dieß ein paarmahl gethan, da biß es ihn in den kleinen Finger. Ernst that einen lauten Schrey, welcher Siegfrieds Eltern herbeyrief. Sie gaben dem unvorsichtigen Ernst einen Verweis und es wurde sogleich ein Wundarzt herbeygerufen, der die Wunde besah und verband.

Das Eichhörnchen hatte sich unterdeß losgerissen, und sprang in der Stube, wie rasend, herum. Man wollte es fangen und wieder einsperren, konnte es aber nicht bekommen. Es galloppirte auf den

Stühlen und Tischen herum; endlich sprang es sogar aufs Fenster und schlug eine große Glastafel entzwey. Es war gut, daß vor dem Fenster ein Gitter von Drath war, sonst wäre Habakuk sicher hinausgesprungen und nie wieder zurückgekehrt. Nach und nach wurde er etwas zahmer und kroch von selbst in sein Häuschen.

Ernst gieng traurig fort. Sein kleiner Finger schmerzte ihn und heilte nur nach vier Wochen. Hätte man ihn nicht gleich verbunden: so wäre die Wunde sehr gefährlich geworden.

Ein paar Wochen darauf bekam Siegfried einige Pfirsiche und Aprikosen. Er aß diese Früchte sehr gern. Als er sie aufgegessen hatte, klopfte er drey Kerne davon auf und gab sie dann dem Habakuk zu fressen.

Am folgenden Tage fand Siegfried, als er das Eichhörnchen besuchte, dasselbe nicht so lustig wie sonst; es ließ den Schwanz hängen; hatte trübe Augen, machte keine Sprünge und als Siegfrief rief: Habakuckchen! kuck mahl 'raus! bekömmst einen Schmaus: so blieb es still sitzen, und kam nicht aus dem Häuschen hervor. Siegfried legte ihm ein paar Haselnüsse vor; aber sie blieben unberührt liegen. Zu Mittage starb es.

Siegfried betrübte sich über den Tod seines Eichhörnchens sehr. Er rief seinen Vater herbey und klagte ihm seinen Verlust. Der Vater bedauerte ihn und fragte: was er dem Thierchen zu fressen gegeben habe?

Meistentheils Haselnüsse und Eicheln, antwortete Siegfried; gestern gab ich ihm auch drey Aprikosenkerne.

Aha! versetzte der Vater, nun weiß ich, warum das arme Thierchen gestorben ist? Du hast nicht recht gethan, mein Sohn! daß du ihm solche Kerne zu fressen gabst. Für das Eichhörnchen sind Pfirsiche- und Aprikosen-Kerne Gift; sie sterben davon.

Das wußt ich nicht, sagte traurig der kleine Siegfried. O wenn ich meinem Habakuck nur keine Aprikosenkerne gegeben hätte.

Nach dem Essen nahm Siegfried das Eichhörnchen, trug es in den Garten und vergrub es unter einen Wallnußbaum.

Auf ein kleines Bretchen, das er an den Baum schlug, schrieb er mit lateinischen Buchstaben folgende Grabschrift:

O Wanderer! verweile hier!
Hier unten liegt ein muntres Thier,
Das gerne Haselnüsse frass;
Es machte mir gar vielen Spass.
Der gute Martin bracht' es mir,
Das allerliebste rothe Thier.
Ich hatte es so gern, so gern,
Und darum gab ich ihm drey Kern'
Von Aprikosen, die der Vater mir gegeben;
Doch, ach! ich bracht' es dadurch um sein
Leben! —

Mätzchen.

An einem Sonntage rief Herr Ottmar seine Schüler: Lorenz, Adolph, Karl, Peter, Johann und Ernst zusammen, und gieng mit ihnen in den Wald spazieren. Man kam an einen kleinen Bach; über den wurde gesprungen; denn die kleinen Männer sprangen gern, besonders Ernst; blos Johann machte immer ein kurioses Gesicht, wenn er über einen Graben hüpfen mußte.

An dem Ufer des Baches standen schöne blaue Blümchen, die ihr alle unter dem Namen Vergißmeinnicht kennt. Da Herr Ottmar ein großer Freund von diesen Blümchen war, so pflückten seine Schüler welche, und machten ihm damit ein Präsent. Als er die Präsente seiner Schüler ansah, hörte man ein Gekrächze. Es gieng: kräh! kräh!

Alle sahen auf den Baum, worunter sie stunden, und erblickten zu ihrer Freude, einen schwarzen Vogel. Es war eine junge Rabenkrähe, die nicht recht fliegen konnte. Man jagte sie vom Baume; da flog sie auf die Wiese. Herr Ottmar sprang ihr nach, und erhaschte sie.

Da hätte man die Freude sehen sollen, die die kleinen Männer: Lorenz, Adolph, Karl, Peter, Ernst und Johann darüber hatten!

Der schwarze Vogel wurde nach Hause getragen, und zuerst dem kleinen Gotthilf gezeigt. Bald kamen auch Ernst der kleinere, Wilhelm, Franz, Schorsch, Thoms, Fritz, Adam, Abraham und noch viele andere junge Personen herbey gelaufen, und wollten die gefangene Rabenkrähe sehen. Herr Ottmar gab ihr den Namen Mätzchen, und seine Schüler fütterten sie wohl mit rohem und gekochtem Fleische.

Nach und nach wurde Mätzchen zahm, und wenn man pfiff und Mätzchen rief, so kam das Thier auf die Hand geflogen.

Gieng man in den Garten, so nahm Adolph oder Lorenz, oder ein anderer, Mätzchen auf die Schulter, und ließ es herum spazieren. Einmal aber wäre Mätzchen beynahe davon geflogen. Es kam eine alte Rabenkrähe, die rief sehr heftig: kräh! kräh. Als Mätzchen dieses hörte, flog es fort, und Herr Ottmar konnte es nur mit Mühe wieder bekommen.

Mätzchen guckte oft zum Fenster hinaus; da sah es einmal im Hofe einige Hühner mit einem gesprenkelten Hahne; husch! da war Mätzchen mitten unter den Hühnern, und half ihnen fressen. Dieß bekam ihm aber gar übel. Die Hühner fielen über Mätzchen her, und nun gieng eine kleine Schlacht an. Es sah so aus, als wenn kleine Knaben sich unter größere mischen, sie in ihren Spielen stören, und dafür von ihnen oft herumgezaust werden.

Die Schlacht fiel für Mätzchen nicht gut aus; die Hühner brachen ihm den rechten Flügel, und nun konnte es nicht mehr fliegen. Der Flügel hieng immer herunter, und das sah gar nicht hübsch aus. Aber warum mengte sich auch das Thier unter die Hühner!

Mätzchen lebte noch einige Wochen, dann starb es.

Die Ostereyer.

„Tummle dich, Brüderchen! tummle dich! rief Fränzchen ihrem Bruder Ludwig zu." Die drey Tage sind in einem Hui vorbey, und dann giebts Freude über Freude!

Der kleine Ludwig tummelte sich herum und rief: „dann giebts Freude über Freude! Und Nachbars Fritz soll sich auch freuen."

Und seine Schwester Marie auch! versetzte Fränzchen.

Ludwig und Fränzchen freuten sich auf die Ostern, weil sie an diesem Feste von ihren Eltern und von der Tante viele schöne Sachen geschenkt bekamen. Besonders machten ihnen die rothgefärbten Eyer viele Freude, die sie zu Ostern allezeit erhielten.

Es waren nur noch drey Tage bis zu den Ostern. Ludwig dachte jetzt an nichts so stark, als an das Osterfest und an die Sachen, die er ge=

schenkt bekommen werde; besonders an die rothen Eyer.

Ich weiß schon, sagte er, was ich mit meinen Eyern machen werde? — Ein Paar lasse ich mir an dem nemlichen Tage, an welchem ich sie bekomme, auskritzeln. Du sollst die Pracht dann sehen, Schwesterchen! Nikolaus ist dir ein Tausendkünstler. Er kritzelt dir die herrlichsten Verzierungen auf den gefärbten Eyern aus. Mir muß er Blumen und Bäume drauf machen, und allerliebste Verschen daneben.

Und ich lasse mir ein Paar Täubchen auf meine Eyer auskritzeln, sagte Fränzchen, und bey den Täubchen ein Herz, und in das Herz kommt ein schöner Spruch. Eines von diesen Eyern bekömmt — bekömmt — bekömmt — hahaha! du möchtest es wohl wissen, Ludwig! — gehorsame Dienerin! das wird nicht gesagt. —

Wann Niklaus mit meinen Eyern fertig ist, sprach Ludwig, dann nehm ich eins davon, und leg' es in mein Schränkchen, und wenn ich etwas schönes sehen will, nehm' ich das Ey hervor, und beguck' es von allen Seiten, und freue mich über die niedlichen Blumen und das schöne Verschen. Das andere Ey kommt nicht in das Schränkchen; dieses Ey bekömmt — bekömmt — bekömmt — hahaha! du möchtest es wohl wissen, Fränzchen? gehorsamer Diener! das wird nicht gesagt.

Fränzchen kneipte ihren Bruder in die Wange, und Ludwig kneipte sie wieder. Fränzchen sprang davon und rief: ich weiß noch mehr! —

Und ich noch mehr, rief ihr Ludwig nach. Lauf du immer fort, sagte Ludwig, als er allein war; das, was ich weiß, weißt du doch nicht; sollst es auch nie erfahren. Ha! wie wird der sich freuen, wenn ich ihm ein Paar Ostereyer bringe. Der arme Junge bekommt so was nicht; ein Stück schwarzer Kuchen ist alles, was ihm auf Ostern zu Theil wird.

Die drey Tage waren endlich vorbey. Die Sonne war eben aufgegangen; da sprang Ludwig aus dem Bette, kleidete sich flink an, und weckte seine Schwester. Es ist Ostern! rief er, steh auf, Fränzchen! es ist Ostern! da stand Fränzchen auch auf und freute sich, daß es Ostern war.

Ludwig und Fränzchen schlichen hierauf auf ihren Zehen zu dem Zimmer des Vaters, der allezeit noch vor Sonnenaufgang aufzustehen pflegte. Sie klopften leise an die Thüre. Der Vater sagte: herein! und nun hüpften die frohen Kinder an seine Brust und riefen: Guten Morgen, lieber Vater! gratulieren zum Osterfeste! gratulieren!

Der Vater sagte: schönen Dank, lieben Kinder! und küßte die Kinder.

Ludwig und Fränzchen bekamen an diesem Tage allerliebste Geschenke; jedes erhielt eine neue, schöne Kleidung und ein Paar Spielsachen; auch ein Buch bekam jedes.

Um

Um zehn Uhr Vormittags kam die Mutter aus der Küche in die Stube. Die Kinder blinzelten ihr schalkhaft entgegen, und riefen: Bringst du sie, Mutter? bringst du sie? —

Ich bringe sie, antwortete die Mutter, ich bringe sie. —

Da waren die Kinder froh und jubelten, denn die Mutter brachte die gefärbten Ostereyer. Sie lagen in einem reinlichen Körbchen; und das Körbchen war mit einem Deckel bedeckt.

Die Kinder sprangen zur Mutter, und hielten sich immer an dem Körbchen. Die Mutter nahm den Deckel ab; Ludwig und Fränzchen guckten hinein, und klatschten frohlockend in die Hände.

O das ist schön! riefen sie; da giebt es ja nicht nur rothe, sondern auch veilchenbraune und gelbe Eyer; allerliebst! —

Ludwig! sprach darauf die Mutter, hier hast du acht Eyer; drey rothe, drey veilchenbraune und zwey gelbe. Nun bekömmst du die deinigen, Fränzchen. Hier sind sie. Verderbt euch aber nur den Magen nicht; die Eyer sind hart zu verdauen.

Danken! danken! liebe Mutter! riefen die Kinder, für die allerliebsten Eyer. Den Magen wollen wir uns nicht verderben.

Die Mutter gieng wieder in die Küche, und die Kinder beguckten die rothen Dinger und sagten vergnügt: das sind schöne Ostereyer!

Macht Andern gerne ein Präsent;
Doch thuts im Stillen, wenn ihr könnt;

Nachdem Ludwig und Fränzchen ihre Ostereyer von allen Seiten beguckt hatten, sagte Fränzchen: Ich muß einmal in den Hof gehen, und nachsehen, was die Hühner machen. Die müssen heute auch einen guten Tag haben; denn die haben die Eyer gelegt! —

Fränzchen verließ die Stube und gieng in den Hof.

Geh' du nur fort, sagte Ludwig leise, das kommt mir eben recht. Nun will ich gleich bey Nachbars Fritz springen, und ihm ein Paar von meinen Eyern bringen. Ha! wie wird sich der freuen! Niemand erfährts, wo diese zwey Eyer hingekommen sind; und das ist gerade recht. Doch nur hurtig, Ludwig! nur hurtig, sonst kommt Schwester Franziska; da kannst du nicht fort.

Ludwig steckte ein rothes und ein gelbes Ey in die Tasche und gieng in des Nachbars Haus.

Ludwig öffnete die Stubenthür des armen Nachbars. Da kam ihm Fritz entgegengesprungen und sagte: schön willkommen Ludwig! schön willkommen! —

Ludwig. Guten Tag! lieber Fritz. Wie? du bist ja so ganz allein? wo ist dein Vater? deine Mutter? deine Schwester? —

Fritz. Mein Vater mußte heut einen Brief in die nächste Stadt tragen, und die Mutter ist bey

unsrer Muhme. Marie, meine Schwester, ist draussen und füttert die Gänse.

Ludwig. Lieber Fritz! ich bringe dir hier ein kleines Osterpräsent; da hast du ein Paar gefärbte Eyer, und hier einige Groschen; dafür mache dir heute oder morgen eine Freude. Aber sag's Niemanden; besonders meiner Schwester nicht.

Fritz. (sehr gerührt.) O du guter Ludwig! du machst mir immer solche Freuden. Wenn ich dirs nur vergelten könnte.

Ludwig (ernsthaft.) Was? vergelten? ich wüßte nicht warum? hab ich denn nicht oft so viele Sachen, daß ich auch Andern was davon geben kann; und muß man dieß nicht thun, wenn man was hat? —

Fritz. Nun, habe großen Dank für dein Präsent, lieber Ludwig. Ah! — da kömmt ja Marie. — Marie! —

Ludwig. Still doch; auch die soll nichts erfahren. — Doch, ach, was seh' ich? — Da kommt gar meine Schwester gehüpft. Die kommt richtig hierher. — Fritz und Marie! sagt ja nicht, daß ich hier sey; ich will mich hinter dem Vorhange verstecken. Aber noch einmal, verrathet mich nicht.

Ludwig sprang nun hinter den Vorhang und verkroch sich in einen Winkel.

Kaum hatte sich Ludwig verkrochen, als seine Schwester Fränzchen hereingeflogen kam und Fritzen und Marien freundlich einen guten Tag bot.

Fränzchen. Ich kann mich nicht lange aufhalten. Marie! da hab' ich dir ein kleines Ostergeschenk gebracht; kannst es mit deinem Bruder theilen. Sagt es aber Niemanden, daß ich es euch gegeben habe.

Fränzchen drückte der guten Marie ein Schächtelchen in die Hand und sprang davon, noch ehe Fritz und Marie ihr danken konnten.

Ludwig kam aus dem Winkel hervorgesprungen. Man machte das Schächtelchen auf und fand darin ein Paar Ostereyer und einen halben Gulden.

Nun gieng auch Ludwig nach Hause.

Wo warst du? fragte ihn Fränzchen, als er in die Stube trat.

Nicht weit; war Ludwigs kurze Antwort.

Fränzchen. Aber wo?

Ludwig. Das sag ich dir nicht. Möchtst vielleicht auch hinlaufen.

Fränzchen. O! ich war eben auch aus.

Ludwig. Das weiß ich.

Fränzchen. Das wüßte Ludwig?

Ludwig. Das weiß Ludwig.

Fränzchen. Und wo war ich?

Ludwig. Nicht weit.

Fränzchen. Herr Bruder! Herr Bruder!

Ludwig. Mamsell Schwester! Mamsell Schwester!

Fränzchen. Sag' mir, wo ich war? sonst kneip' ich dich in die Wange.

Ludwig. Und giebst mir ein Paar Eyer und einen halben Gulden, nicht wahr?

Fränzchen. Ach! — nun ist meine Freude dahin. —

Ludwig. Du armes Mädchen! — Warum ist deine Freude dahin?

Fränzchen. Ach! das ist doch fatal! — Du weißts.

Ludwig. Allerdings weiß ich es, daß du bey Nachbars Marie warst und ihr zwey Eyer und einen halben Gulden schenktest. Aber das darf dir die Freude nicht nehmen.

Fränzchen. Aber woher weißt du's denn?

Ludwig. Das sag' ich dir nicht.

Fränzchen. So versprich mir wenigstens, daß du es weder dem Vater noch der Mutter sagen willst.

Ludwig. Warum soll ich es ihnen nicht sagen?

Fränzchen. Weil sie leicht glauben könnten, ich hätte der Marie ein Geschenk gemacht, um gelobt zu werden.

Ludwig. Schwester! hier hast du meine Hand. Von mir erfährt es Niemand.

Indem sie so sprachen, trat Marthe, die Dienstmagd der Tante, in die Stube und brachte Ludwigen und Fränzchen ein Ostergeschenk. Es bestand in Backwerk, zwey Scheeren und zwey englischen kleinen Messern. Darüber hatten beyde eine große Freude und beschlossen, des Nachmittags die Tante

zu besuchen, und ihr für das allerliebste Osterge-schenk zu danken.

Ihr Kinder liebt euch inniglich!
Darüber freun die Eltern sich.

Noch am nemlichen Tage giengen Ludwig und Fränzchen zu Nikolaus und baten ihn, er möchte ihnen recht bald was Schönes auf ihren Eyern auskritzeln. Jedes sagte ihm heimlich, was es für eine Verzierung auf seinen Eyern wünsche?

Nikolaus war ein armer, aber geschickter und gefälliger Mann. Er versprach, bis morgen die Eyer gewiß fertig zu machen.

Am andern Tage lasen Ludwig und Fränzchen in ihren Büchern, die sie gestern geschenkt bekommen hatten. Sie gefielen ihnen sehr wohl. Fränzchen gieng darauf in die Kammer; denn sie hatte darin etwas zu thun.

Kaum war Fränzchen in der Kammer: so klopfte jemand an die Thüre.

Herein! rief Ludwig.

Die Thüre gieng auf und es trat ein Mann herein. Ludwig hüpfte ihm entgegen und sagte: ha! willkommen Nikolaus! ihr bringt uns wohl die Eyer.

Nikolaus. Errathen. Ich bringe die Eyer.

Ludwig. Schön! — Ha! laßt doch sehen, wie sind Fränzchens Eyer ausgefallen? —

Nikolaus. Um Vergebung! die darf ich nicht zeigen. Mamsell Schwester hats mir verboten.

In diesem Augenblicke kam Fränzchen aus der Kammer und freute sich, als sie den ehrlichen Nikolaus erblickte. Das ist brav, rief sie, daß ihr euer Wort gehalten und unsre Eyer fertig gemacht habt!

Nikolaus. Was man verspricht, muß man ja halten, wenn man ein ehrlicher Mann seyn will.

Ludwig und Fränzchen nahmen jedes seine Eyer und drückten dem braven Nikolaus einiges Geld in die Hand. Auch ein Stück Kuchen mußte er annehmen. Er dankte dafür und gieng fort.

Ludwig! sagte hierauf Fränzchen, zeig' mir einmal deine Eyer, sind sie gut gerathen?

Sie sind sehr gut gerathen, liebes Fränzchen, antwortete Ludwig, aber zeigen thu' ich sie dir nicht. Zeig' mir doch die deinigen?

Daraus wird nichts, lieber Herr Bruder! versetzte Fränzchen. Ich geh' jetzt in die Kammer; da will ich sie nach Herzenslust ansehen; guck' nur nicht durch's Schlüsselloch.

Fränzchen gieng nun in die Kammer.

Nun will ich auch meine Eyer recht ansehen, sagte Ludwig. Potz tausend! Nikolaus hat mir ja hier sogar ein Paar Schäfchen, und hier einen grossen Adler ausgekritzelt. Aber schön hat er alles gemacht, das ist wahr. Ach! das ist scharmant; das Ey für Fränzchen ist ihm am besten gerathen. Na die wird Augen machen, wenn ich ihr dieses Ey präsentire. So was wird sie gar nicht vermuthen.

Ludwig nahm das Ey, welches er für Fränzchen hatte verzieren lassen, und wollte in die Kammer gehen, um es ihr zu geben. Aber da trat Fränzchen aus der Kammer.

Ludwig steckte schnell die Hand, in der er das Ey hatte, hinter den Rücken, und gieng der Schwester entgegen.

Fränzchen hielt ihre Hand auch hinter dem Rücken.

Als Ludwig und Fränzchen einander ziemlich nahe gekommen waren, blieben beyde still stehen, und es entstand folgendes Gespräch.

Fränzchen. Bruder Ludwig!

Ludwig. Schwester Fränzchen!

Fränzchen. Herr Bruder! du führst was im Sinne.

Ludwig. Jungfer Schwester! du führst was im Sinne.

Fränzchen. Ludwig! was hast du hinter dem Rücken?

Ludwig. Fränzchen! was hast du hinter dem Rücken?

Fränzchen. Bruder Ludwig! ich liebe dich; nimm' hier von mir ein kleines Ostergeschenk. (Sie giebt ihm ein schön verziertes Ey.)

Ludwig. Schwester Fränzchen, ich liebe dich, nimm' hier von mir ein kleines Ostergeschenk. (Er giebt ihr auch ein Ey.)

Da nahmen beyde das Geschenk an und drückten sich die Hände. Auf dem Ey, welches Ludwig von

der Schwester erhielt, stunden die Worte: Meinem geliebten Bruder Ludwig; und auf dem Ey, das Ludwig seiner Schwester schenkte, stund: Meiner geliebten Schwester Fränzchen.

Ludwigen gefiel es nicht, daß seine Schwester ihm zuvorgekommen war und ihm zuerst ein Geschenk dargereicht hatte. Er wollte sie immer in allen Stücken übertreffen; aber gewöhnlich übertraf Fränzchen ihn.

Auch jetzt übertraf sie ihn. Denn als Ludwig das geschenkte Ey von allen Seiten angesehen hatte; sagte Fränzchen: Lieber Bruder! aber ich habe dir noch was zugedacht. Sieh', hier diesen seidenen Beutel hab' ich für dich gestrickt. Nimm ihn als ein kleines Ostergeschenk an.

Da staunte Ludwig, und fiel seiner Schwester um den Hals. O wie sehr liebst du mich, gutes Fränzchen! rief er.

Lieber Ludwig, sagte Fränzchen! auch du liebst mich. O laß uns allezeit einander lieb haben.

Jetzt trat die Mutter in die Stube. Sie hatte alles gehört, was Ludwig und Fränzchen gesprochen hatten. Eine Freudenthräne glänzte in ihrem Auge, sie umarmte ihre Kinder, küßte sie, und sagte: Lieben Kinder! habt euch allezeit so lieb! —

Bist unverständig in der That:
Folgst du nicht einem guten Rath.

Eduards Vater hatte gleich neben seinem Hause einen Garten, worin viele Bäume standen, auf denen schmackhaftes Obst wuchs. Es waren Kirschbäume, Maulbeerbäume, Birnbäume, Aepfelbäume, Pflaumbäume, Himbeerensträuche, Johannisbeersträuche, Stachelbeersträuche und noch andere Sträuche und Bäume in diesem Garten.

Eduards größte Lust war, wenn er mit seinem Vater in den Garten gehen und etwas von den Bäumen und Sträuchen abpflücken konnte. Der Herbst war ihm lieber als der Frühling, denn im Herbste waren die Bäume voll, im Frühlinge nicht.

Eduards Vater ließ aber seinen Sohn nur reifes Obst essen. Das unreife Obst ist ungesund, sagte er oft zu ihm, und man wird davon krank. Das hörte wohl Eduard; aber er nahm es nicht zu Herzen.

Einmal mußte Eduards Vater im Herbste eine große Reise machen. Eduard hatte keine Mutter mehr; nur noch eine Großmutter. Diese bat der Vater, sie möchte doch so gut seyn, und auf den kleinen Eduard Acht geben, damit ihm kein Scha-

den geschehe; und zu Eduarden sagte er: Mein Kind, führe dich gut auf und mach' deiner Großmutter keinen Verdruß. Wenn ich zurückkomme, dann nehmen wir Aepfel und Birnen ab.

Eduard versprach, sich gut aufzuführen und gab dem Vater zum Abschied einen Kuß. Darauf setzte der Vater sich auf einen Apfelschimmel und ritt davon.

Eduard ergriff die Hand der Großmutter und sagte: Liebe Großmutter, sollst sehn, daß ich dir keinen Verdruß machen werde.

Das will ich sehn! erwiederte die Großmutter.

Es waren schon vier Tage vergangen, daß Eduards Vater weggeritten war, und Eduard hatte der Großmutter noch nicht ein Bischen Verdruß gemacht; denn er führte sich ganz ordentlich auf, und was sie sagte, das that er pünktlich.

Am fünften Tage bekam Eduard einen Besuch. Wilhelm, sein bester Freund, kam zu ihm. Darüber hatte Eduard eine große Freude.

Die zwey Freunde erzählten sich mancherley, nahmen dann ein Dambrett und spielten drauf.

Als das Spiel aus war, sprang Eduard auf und sagte voller Freuden: Wilhelm! ich weiß, was wir jetzt thun? Wir gehn in unsern Garten und traktiren uns da mit Aepfeln. Großmutter! rief Eduard, was meynst du dazu?

Aber die Großmutter gab keine Antwort; denn sie war nicht in der Stube. Sie hatte unter dem Schoppen was zu thun; dort war sie.

Ach! wo ist nur die Großmutter? sagte Eduard ungeduldig. Großmutter! Großmutter! rief er so stark er konnte.

Aber die Großmutter meldete sich nicht.

Eduard wartete noch einige Minuten; allein da die Großmutter noch immer nicht kam: sprang er in die Kammer und guckte herum.

Das ist schön! rief Eduard, die Schlüssel vom Garten sind hier. Sie hängen oben am Schranke. Wilhelm! bring' doch hurtig einen Stuhl herbey, ich will sie herabnehmen.

Wilhelm brachte einen Stuhl; auf den stieg Eduard und langte die Gartenschlüssel herunter. Nun, Wilhelm! rief er, nun flink in den Garten! —

Wilhelm und Eduard verließen die Stube; Eduard rief in dem Vorhause: Großmutter! wir gehn in den Garten und schmausen dort Aepfel, und nun giengen sie wirklich in den Garten.

Als man bey dem Garten angekommen war, nahm Eduard einen Schlüssel, und wollte die Gartenthüre aufschließen. Aber es gieng nicht so schnell; er war nicht stark genug.

Probier's doch du, Wilhelm; sagte er. Aber auch Wilhelm konnte das Schloß nicht aufbringen.

Eduard und Wilhelm wollten wieder in die Stube zurückkehren; da kam Herr Kluge, ein verständiger und braver Mann, vorbeygegangen.

Lieber Herr Kluge! sagte Eduard, willst du nicht so gut seyn und uns hier die Gartenthüre aufschließen?

Das will ich wohl thun, antwortete Herr Kluge. Aber was wollt ihr kleinen Männer in dem Garten machen?

Wir wollen Aepfel schmausen; sagte Eduard.

Hm! versetzte Herr Kluge, wem habt ihrs denn gesagt, daß ihr Aepfel schmausen wollt? —

Wir haben es uns selbst gesagt, antwortete Eduard. Mein Vater ist nicht zu Hause, und die Großmutter war auch nicht da, als wir weggiengen; wir konnten es daher Niemanden sagen.

Wenn ich euch rathen soll, sagte Herr Kluge, so schmauset keine Aepfel. Die Aepfel sind noch nicht reif, und wenn ihr sie jetzt schon eßt, so werdet ihr krank, ihr bekommt den Durchfall. Seyd verständig und folgt meinem Rathe.

Hierauf gieng Herr Kluge mit schnellen Schritten fort; denn er hatte nöthige Geschäfte.

Komm', wir wollen wieder auf die Stube gehen, sagte Wilhelm zu seinem Freunde Eduard.

Warum nicht gar? versetzte Eduard. Wir sind nun einmal hier, wir müssen dem Garten einen Besuch abstatten; und den Bäumen auch, versteht sich.

Hast du denn nicht gehört, was Herr Kluge sagte? sprach Wilhelm. Wir müssen doch seinen Rath befolgen; sonst bringen wir uns um unsre Gesundheit.

Ach! was? rief Eduard, Rath hin! Rath her! Herr Kluge hat uns nichts zu befehlen! glaubst du denn, daß man gleich krank wird? ich habe schon viele Leute gesehen, die aßen unreifes Obst, und

blieben doch gesund! Komm' du nur immer in den Garten. Wir schlagen uns einige Aepfel ab und essen sie, und damit Holla! —

Da giengen beyde in den Garten.

Sieh' her, rief Eduard, hier ist der Baum ganz voll. Die Aepfel dran sind etwas klein und bräunlich; sie heißen Tafelknechte; aber sie schmecken nicht übel.

Eduard warf nun einen Knittel auf den Baum; da rollten wohl zwölf Tafelknechte herab. Hierauf schlug er auch einige große Goldäpfel ab.

Die Hälfte von den Aepfeln mußte Wilhelm annehmen.

Ich nehme sie wohl an, sagte er, aber ich esse sie gewiß nicht.

Sey kein Närrchen, sagte Eduard.

Und wenn du mich einen großen Narren heißt, versetzte Wilhelm, so ess' ich die Aepfel doch nicht; sondern befolge Herrn Kluges Rath; denn ich sehe ein, daß er sehr gut ist.

Du bist nicht gescheidt, erwiederte Eduard, und biß einen Apfel an. Der Apfel hatte in der Mitte noch weiße Kerne, denn er war noch nicht reif; aber Eduard machte sich nichts daraus und aß ihn rein auf. Dann biß er den zweyten und dann den dritten an, und zu Hause aß er noch einen Goldapfel und drey Tafelknechte.

Wilhelm aber aß keinen einzigen Apfel. Da sagte Eduard noch einmal zu ihm: Wilmchen! du bist nicht gescheidt.

Wilhelm verließ bald darauf seinen Freund Eduard und gieng nach Hause.

Sagt mir, kleinen Leser! wer war verständiger, Wilhelm, der einen guten Rath befolgte, oder Eduard, der ihn nicht befolgte?

Wilhelm! werdet ihr alle ausrufen, Wilhelm war gescheidter! Eduard konnte sich ja dadurch, daß er Herrn Kluges Rath nicht befolgte, eine Krankheit auf den Hals ziehen.

Aber wenn nun Eduard nicht krank wurde, was glaubt ihr denn, entschuldigt das Eduards Betragen? oder muß man ihn demohngeachtet einen unverständigen Menschen nennen? he, was meynt ihr? — — —

Sehr schön klingt es in jedem Land,
Sagt man von uns: „Der hat Verstand!"
Doch, spricht man: „Der ist nicht gescheidt!"
Au! au! da hat man keine Freud'! —

Am andern Tage befand sich Eduard nicht wohl. Es murrte in seinem Unterleibe, und dabey schnitt es ihn gewaltig in den Gedärmen. Er zog seinen Körper zusammen; aber das half nicht immer. Die Schmerzen hörten nicht auf und Eduard rief: au weh! au weh! mein Bauch! mein Bauch! —

Eduard hatte dabey keinen Appetit und den Durchfall. Die Großmutter kochte ihm eine warme

Suppe; aber das half nichts; sie gab ihm ein halbes Glas Wein; aber das half auch nichts. Eduard mußte sich ausziehen und in's Bett legen. Doch in jeder Stunde war er gezwungen, wohl sechsmal aus dem Bette zu steigen, weil ihm immer die Noth ankam.

Nachmittags kamen einige von seinen Kameraden und sagten: Eduard! willst du nicht mitkommen? Vor der Stadt wird ein Seiltänzer Luftsprünge und allerhand Kunststücke machen; er wird über einige Pferde und bloße Säbel wegspringen, auf einem Seile in der Luft herumspazieren und einen Tisch, worauf ein Paar Knaben sitzen werden, auf der Nase tragen.

Eduard hatte schon längst gewünscht, so einen Seiltänzer, von dem ihm der Vater zuweilen erzählt hatte, mit eigenen Augen zu sehen, und es schmerzte ihn sehr, daß er jetzt mit seinen Kameraden nicht mitlaufen konnte.

Ach! sagte er, wie gerne käm' ich mit; aber ich kann nicht; ich bin krank.

Da riefen seine Kameraden: Adjeu! Eduard! werde bald wieder gesund; und giengen davon.

Aber Eduard wurde nicht bald wieder gesund. Seine Krankheit verschlimmerte sich mit jedem Tage. Er fühlte ein großes Reissen im Unterleibe und schrie zuweilen gar jämmerlich vor Schmerzen. Dabey war ihm alles zuwider; nichts machte ihm Freude!

In drey Tagen giengs vor dem Hause: trapp! trapp! Eduards Großmutter guckte zum Fenster hinaus. Ha! rief sie, da ist er ja! Gottlob! da ist er ja!

Es war Eduards Vater, der auf dem Apfelschimmel angeritten kam. Er trat bald in die Stube.

Guten Tag, rief er freundlich! da bin ich wieder! — Es ist doch alles gesund und wohl?

Ach! sagte die Großmutter, es ist nicht alles gesund und wohl.

Der Vater erschrack und sagte: wie? was? wer ist denn nicht gesund? —

Eduard ist sehr krank; antwortete die Großmutter.

Eduard? fragte der erschrockene Vater; wo ist er? und was fehlt ihm? —

Die Großmutter erzählte Eduards Krankengeschichte.

Der Vater gieng sogleich in die Kammer, wo Eduard lag. Ach! wie staunte er, da er seinen Sohn sah. Er war nicht mehr der rothbackige, freundliche Knabe, der er sonst war. Seine Wangen waren blaß und eingefallen, seine Augen matt, seine Stimme schwach; er sah recht ausgetrocknet und schlecht aus.

Armer Eduard! sagte der Vater, in welchem Zustande muß ich dich wieder finden! —

Eduard nahm des Vaters Hand, küßte und benetzte sie mit Thränen.

Sieh', sagte der Vater, da hab' ich dir von meiner Reise ein Paar Nürnberger Pfefferkuchen, einen kleinen Guckkasten und ein schönes Buch mitgebracht.

Eduard sah mit gleichgültigen Augen alle diese Sachen an. Sie machten ihm jetzt keine Freude.

Vater! sagte er, sey so gut und thue den Pfefferkuchen fort; ich kann so was nicht ansehen; es ist mir zuwider.

Da that der Vater den Pfefferkuchen fort und schickte nach dem Doctor.

In einer halben Stunde war der Doctor da. Er kam in die Kammer, wo Eduard lag, und fühlte ihm den Puls.

Kannst du dich nicht besinnen, kleiner Eduard! sagte der Doctor, daß du dich einmal erkältet hast? bist du nicht in einer kühlen Nacht im Hemde aus dem Bette oder gar aus der Stube gegangen?

Eduard. Nein.

Doctor. Hast du dich nicht einmal erhitzt und bist dann plötzlich in die kühle Luft gegangen?

Eduard. Nein.

Doctor. Hast du dich nicht auf die kühle oder feuchte Erde niedergelegt?

Eduard. Ach! nein, Herr Doctor, das thue ich niemals.

Doctor. Oder hast du vielleicht unreifes Obst gegessen?

Eduard (zitternd). Das hab' ich gegessen, Herr Doctor! Als mein Vater abwesend war, gieng

ich in den Garten und schlug einige Tafelknechte und Goldäpfel ab; die schmeckten mir sehr gut.

Doctor. Nun, das ist gut, daß du mir dieses sagst. Jetzt weiß ich, woher die Krankheit rührt. Du hast nicht gut gethan, daß du unreifes Obst aßest.

Der Doctor nahm hierauf Dinte, Feder und Papier, setzte sich an einen Tisch und schrieb; dann gab er den beschriebenen Zettel einer Magd und schickte sie in die Apotheke, wo die Arzneyen gemacht werden. Ihr Eduard, sprach er hierauf zum Vater, ist sehr krank. Ich stehe nicht dafür, daß er nicht stirbt.

Darüber erschrack Eduards Vater; denn er hatte seinen Sohn sehr lieb.

O liebster Herr Doctor, sprach er, thun Sie doch alles, um meinen Sohn wieder herzustellen.

An mir soll es nicht fehlen, antwortete der Doctor; ich will mein Möglichstes thun. Halten Sie den Kleinen nur immer hübsch warm, und lassen sie ihn ordentlich die verschriebenen Arzeneyen einnehmen. Leben Sie wohl; Morgen besuch' ich Sie wieder.

Der Doctor gieng fort und der Vater war untröstlich. Die Magd kam bald aus der Apotheke und brachte Arzeneyen mit. Eduard mußte gleich einen Löffel voll davon einnehmen. Er verzog gewaltig den Mund; schüttelte sich und rief: Fi! fi! das ist bitter, wie Galle!

Das hilft nichts, mein Sohn, antwortete der Vater; wenn du gesund werden willst, so mußt du alle zwey Stunden einen Löffel voll solcher Arzney einnehmen.

Ha! fi! fi! rief Eduard und schüttelte sich von Neuem. Aber die Arzney nahm er immer ordentlich ein; denn er wollte gesund werden.

In einiger Zeit wurde es mit Eduarden besser. Aber die Kammer durfte er lange noch nicht verlassen. Auch wurden nur wenige Personen zu ihm gelassen, damit er nicht in der Ruhe gestört werden sollte.

Eduarden wurde die Zeit sehr lang und er lernte nun erst die Gesundheit recht schätzen. Ach! sagte er oft, wenn ich nur bald wieder aus dem Lazarethe könnte, in die liebe, schöne Natur! o was ist die Gesundheit, und die freye Luft unter dem blauen Himmel für eine herrliche Sache! —

Um sich die Zeit zu verkürzen, ließ sich Eduard Papier und seinen Tuschkasten bringen und fieng an zu zeichnen.

Einige Zeichnungen waren ihm recht gut gelungen, z. B. ein Damhirsch, ein Schäferhund und ein chinesisches Lusthaus. Am besten aber gerieth ihm ein Baum. Es war ein Apfelbaum, wohlbehangen mit Tafelknechten. Unter diesem Baume stand ein Knabe, der warf mit einem Knittel nach den Tafelknechten. Unter diese Zeichnung schrieb Eduard folgende Worte:

Ach! ach! der böſe Tafelknecht!
Fürwahr! Herr Kluge hatte Recht!

Was ſoll das bedeuten, Eduard? fragte der Vater.

Eduard antwortete: Ich habe den Rath des Herrn Kluge nicht befolgt, ſondern Tafelknechte gegeſſen; die haben mir den Magen verdorben. Es iſt mir recht leyd, daß ich Herrn Kluge nicht gefolgt habe. Dieſer Baum ſoll mich an meine Krankheit und an Herrn Kluge erinnern, wenn es mir je wieder einfallen ſollte, einen guten Rath zu verachten.

Das iſt recht gut; ſagte der Vater.

Eines Tages klopfte jemand an die Thüre der Kammer, wo Eduard war. Es war ſein Freund Wilhelm.

Lieber Eduard! ſagte er, es iſt mir leyd, daß du nicht auch bey dem Aepfelabnehmen ſeyn kannſt.

Bey dem Aepfelabnehmen? fragte Eduard voll Verwunderung.

Ja, bey dem Aepfelabnehmen, erwiederte Wilhelm; dein Vater hat mich mit meinen Brüdern eingeladen, ihm bey dem Aepfelabnehmen zu helfen. Er ſagt, er könne ſie nicht länger auf den Bäumen laſſen.

Eduard betrübte ſich ſehr, daß er bey dem Obſtableſen nicht zugegen ſeyn könnte. Doch dies war nicht zu ändern. Das waren die natürlichen Folgen davon, daß er einen guten Rath nicht befolgte.

Aber das alles wäre noch hingegangen. Er hätte gern die Schmerzen ſeiner Krankheit und den

Verlust so vieler Freuden ertragen, wenn ihm nur nichts Kränkenderes begegnet wäre. Aber es geschah etwas, was ihm sehr wehe that.

Als die Nachbaren und viele andere Menschen, die Eduarden kannten, seine Krankheit erfuhren, bedauerten sie ihn herzlich. Aber bald darauf bedauerten sie ihn nicht mehr so sehr. Sie hatten gehört, daß Eduard von Herrn Kluge einen guten Rath bekommen, ihn aber nicht befolgt, und sich dadurch seine Krankheit zugezogen habe. Ha! sagten sie, wenn das so ist: so verdient Eduard nicht, daß man großes Mitleiden mit ihm hat. Er ist ein unverständiger Mensch; er mag nun für sein unverständiges Betragen büßen, vielleicht wird er dadurch verständiger gemacht. Diese Menschen hätten ihn aber um so mehr bemitleiden sollen, weil er unverständig war. Was hättest du gethan, kleiner Leser? — —

Eduard erfuhr, was man von ihm gesprochen, und daß man ihn einen unverständigen Menschen geheissen habe, und er fühlte, daß man Recht habe. Das gieng ihm sehr zu Herzen; denn er mochte gar zu gern für verständig gehalten werden. Er weinte bittre Thränen.

Da trat sein Vater herein und da er Eduarden weinen sah, fragte er ihn, warum er weine?

Eduard schämte sich, es dem Vater zu sagen. Aber da der Vater seine Frage, warum er weine? wiederholte, so sagte Eduard: ach! die Leute halten mich für einen unverständigen Menschen, und

das schmerzt mich; werd' ich wieder gesund und komm' ich aus dem Hause, so werden sie mit Fingern auf mich zeigen und sagen: da geht der unverständige Eduard! —

Lieber Sohn! sagte drauf der Vater, ich weiß nur ein Mittel, wodurch du dich wieder bey den Leuten in Respekt setzen kannst und das besteht darin, daß du, wenn du wieder gesund wirst, allezeit dich als ein verständiger Mensch betrágst.

Das will ich auch, sprach Eduard und wischte sich die Augen.

In einem Monate ward Eduard wieder ganz gesund. O wie freute er sich, als er wieder freye Luft einathmen und ins offene Feld hüpfen konnte. Wilhelm und seine übrigen Freunde besuchten ihn und freuten sich auch über seine Gesundheit.

Eduard besuchte bald darauf Herrn Kluge, und was er ihm gesagt haben wird, kann jeder leicht errathen. Den Baum mit den Tafelknechten, den er während seiner Krankheit gezeichnet hatte, ließ er in einen Rahmen unter Glas fassen und hängte ihn auf der Stube auf. Er gab sich auch immer alle Mühe, verständig und gut zu seyn.

Die weiße Henne.

Ach! liebe Mutter, rief, ganz ausser sich vor Freude, der kleine Mattheus, liebe Mutter! komm' nur und sieh'! unter dem Schoppen sitzt unsre weiße Henne mit dem schwarzen Federbusche, auf vielen, vielen Eyern! —

Wie weißt du denn, mein Kind, sagte die Mutter, daß die Henne auf Eyern sitzt?

Ich bin unter dem Schoppen herumgegangen, um mir ein Stück Holz zu suchen, sagte Mattheus. Da komm' ich in einen finstern Winkel; ich gucke hinein und erblicke etwas weißes. Ich greife darnach und siehe da, es ist die weiße Henne; ich ziehe sie etwas hervor, und komme mit der Hand auf einen Haufen warmer Eyer. Ich lasse die Henne wieder los, wupp! da war sie gleich wieder auf den Eyern. Komm' nur, liebe Mutter! und sieh'.

Mattheus nahm seine Mutter bey der Hand und führte sie unter den Schoppen zu dem finstern Winkel, wo die Henne saß.

Weißt du denn, mein Kind, sagte jetzt die Mutter, was das zu bedeuten hat?

Nein! liebe Mutter, das weiß ich nicht, sprach Mattheus.

Ich will es dir sagen, versetzte die Mutter. Unsre weiße Henne brütet.

Sie brütet? sprach Mattheus. Mutter, was soll das heissen, sie brütet? das versteh ich nicht.

Mutter. Die Henne sitzt auf den Eyern und macht sie warm —

Mattheus. Das hab' ich gefühlt; die Eyer sind ganz warm; also das heißt brüten?

Mutter. Laß mich nur ausreden, mein Kind! die Henne sitzt auf den Eyern Tag und Nacht; nur selten geht sie fort, um sich Futter zu suchen; hat sie etwas zu Fressen erhascht, so kehrt sie schnell wieder in das Nest zurück und setzt sich auf die Eyer und hält sie recht warm. Hat die Henne ohngefähr drey Wochen auf den Eyern gesessen, so kriecht aus jedem Ey ein kleines Hühnchen hervor; dann sagt man, die Henne hat die Eyer ausgebrütet.

Mattheus. Also werden in drey Wochen aus den Eyern, über welchen jetzt unsre Henne sitzt, junge Hühnchen hervorkommen? —

Mutter. Ja! mein Kind; das sollst du schon sehn.

Mattheus hüpfte vor Freude, lief sogleich zu seiner Schwester Julie, und meldete ihr, daß nach drey Wochen junge Hühnchen zum Vorschein kommen würden; auch seinen Kameraden sagte er es.

Nun sprang Mattheus des Tags wohl zehnmal unter den Schoppen zur Henne und guckte nach, ob nicht schon ein junges Huhn da wäre? Was machst du, liebes Thier? sagte er gewöhnlich zur Henne: wirst du bald ausgebrütet haben?

Aber die Henne gab ihm keine Antwort und er sah lange kein kleines Huhn.

Als die Mutter erfuhr, daß Mattheus des Tags so vielmal zur Henne laufe, sagte sie zu ihm: Liebes Kind, das mußt du nicht thun, du störst dadurch die Henne und jagst ihr Angst ein; es ist am besten, wenn sie ganz ruhig über den Eyern brütet.

Von nun an gieng Mattheus nicht mehr unter den Schoppen, bevor er nicht die Mutter um Erlaubniß dazu gebeten hatte.

Aber sage mir doch, Mutter! sagte eines Tages Julie, wie ist es möglich, daß die Wärme aus den Eyern junge Hühnchen hervorlockt?

Das geht so zu; antwortete die Mutter. Noch eh' die Henne sich auf die Eyer setzt, ist schon in jedem Eye ein junges Huhn. Es wohnt in dem Dotter; aber noch ist es so klein, daß man es mit blossen Augen kaum sehen kann. Es schwimmt in dem Dotter als ein kleines Pünktchen herum. Wenn nun aber das Ey warm wird und einige Zeit warm bleibt; so wird das Pünktchen größer, die zarten Glieder des Hühnchens dehnen sich aus, werden immer vollkommener, bis endlich das kleine Thier im Eye so viel Kraft hat, daß es mit seinem Schnabel die Schaale

des Eyes aufpicken kann. Dann kommt zuerst der Kopf und dann der ganze Leib zum Vorscheine.

Julie. Aber muß es denn eben eine Henne seyn, die die Eyer warm macht?

Mutter. O nein! die Eyer können auch ausgebrütet werden ohne Henne. In einigen Ländern, z. B. in Egypten, welches in Afrika, und in China, welches in Asien liegt, hat man besondere Oefen, die man warm macht und in welche man dann eine Menge Eyer legt, aus welchen nach kurzer Zeit junge Hühnchen auskriechen. Wenn du einmal nach Egypten kämst —

Julie. Ach, liebe Mutter! dahin komm' ich niemals; Matthischen, Matthischen kann noch eher dahin kommen. —

Mattheus. O das kann leicht geschehen. Werd' ich nur groß, dann muß ich die Welt sehen. Könnte wohl seyn, daß ich auch nach Egypten marschiere, und daß Schwester Julchen mich begleitet —

Mutter. Nun, wenn du, Matthischen, nach Egypten kommst und du hast einmal einen Korb voll Eyer, so kannst du diese Eyer nehmen und in das Haus tragen, wo sie in Oefen ausgebrütet werden; man wird dir da sogleich für den Korb voll Eyer einen Korb voll junger Hühner geben.

Mattheus. Ach! davor wollt' ich mich bedanken; da würden sie ja vielmehr Eyer bekommen als ich Hühnchen.

Mutter. Das wäre auch billig. Denn wolltest du wohl so undankbar seyn und den Leuten, die

die Oefen heitzen und die Eyer hereinlegen, nichts für ihre Mühe zukommen lassen?

Mattheus. Ist wahr! dran hab' ich nicht gedacht; so undankbar würde ich gewiß nicht seyn.

Die Mutter erzählte ihren Kindern noch vieles von China und Egypten, wo die Hühnereyer nicht durch die Hühner; sondern in Oefen ausgebrütet werden.

Mattheus konnte es nicht erwarten, bis die weiße Henne die Eyer, auf denen sie saß, ausbrütete. O wenn nur schon bald die Hühnchen da wären, sagte er oft!

Die Mutter ermahnte ihn zur Gedult; und sagte: Die Hälfte von den jungen Hühnchen will ich dir und deiner Schwester Julie schenken.

Da jubelte Matthischen und suchte seine Schwester im Hofe auf, und als er sie gefunden hatte, sagte er ihr mit vieler Freude, was Mutter ihr und ihm versprochen hätte? Da umarte Julie ihren Bruder und war so froh, wie er.

Die Kinder machten nun ein Plänchen, was sie gar mit ihren jungen Hühnern thun wollten.

Eines davon, sprach Mattheus, soll immer um mich seyn.

Julie. Eines schenke ich meiner Freundin Amalie, die sich gewiß darüber sehr freuen wird; eines schicke ich der Tante, eines —

Mattheus. Eines verschenke ich auch, die andern müssen mir Eyer legen; mit einem Theil

dieser Eyer mach' ich der Mutter ein Präsent, und aus dem andern lasse ich mir einen Eyerkuchen machen. Schwesterchen! der soll schmecken! dich lad' ich auch zu Gaste.

Julie. Gehorsame Dienerin! ich werde die Einladung mit Vergnügen annehmen.

In einigen Tagen gieng man unter den Schoppen. Mattheus sprang voraus. Kaum war er zu dem Winkel gekommen, wo die Henne saß, so schlug er die Hände zusammen, machte einen Sprung und rief voll Freuden: Herbey Julchen! herbey! junge Hühnchen! junge Hühnchen!

Da sprang Julie, was sie konnte, zu ihrem Bruder: und rief auch voll Freuden: junge Hühnchen! junge Hühnchen! ach! die allerliebsten Thierchen!

Mattheus wußte sich vor Freude gar nicht zu lassen; er wollte sogleich eines von den pispernden Hühnchen in die Hand nehmen; aber da sprang die Gluckhenne zornig auf ihn zu, und pickte ihn derb auf die Hand. Er zog schnell die Hand ein und machte einen Seitensprung; da wurde die Henne wieder ruhiger, spreitete ihre Flügel aus, und bedeckte damit die kleinen Küchlein, zehn an der Zahl.

Zehn junge Hühnchen sind da! riefen die Kinder, als sie zu ihrer Mutter kamen, willst du sie sehn, liebe Mutter? ach! es sind dir gar allerliebste, niedliche Dinger!

Nun, sechse davon sind euer, sagte die Mutter; viere behalt ich. Die Kinder umhalsten die

Mutter und riefen: danken für die Hühnchen, — liebe Mutter! danken! drauf giengen sie wieder unter den Schoppen und beguckten die niedlichen Küchelchen.

Ach! seht! der kleine Matthis weint,
Und ruft: „Wart! böser Hühnerfeind!"

Wie sehr sich Matthis und Julie über die jungen Hühnchen freuten, läßt sich nicht beschreiben. Sie liefen des Tages wohl zwanzigmal in den Hof, um sie zu besehen. Einmal wurden sie von Julien, das anderemal von Mattheus gefüttert. Die Kinder kochten nemlich Eyer, und hackten sie in kleine Stückchen, darunter mischten sie Brodkrummen und giengen dann mit diesem Futter in den Hof. Putt! putt! putt! riefen sie in dem Hofe, da kam allemal die alte Henne mit ihrer Familie herbeygelaufen, und wenn eins von ihren Kindern zurückblieb, machte sie immer: gluck! gluck! Da kam das Kind herbeygetrollt.

Die Mutter der jungen Hühnchen fraß sehr wenig, sie warf das Futter, das sie in den Schnabel nahm, ihren Kleinen vor, spreitete ihre flatternden Flügel aus, und trippelte immer im Kreise der Küchelchen herum. Sie ließ keines davon angreifen.

Matthis und Julie hatten ihre Freude, wenn sie diesen muntern Thieren zusehen konnten. Sie wählten sich die sechs schönsten davon aus und gaben jedem einen Namen. Julie nannte die ihrigen: Lille, Puti und Mali, Matthis die seinigen: Trul-

chen, Schilly und gallina. (Dieses ist der lateinische Name des Huhns.)

Unter dem Schoppen war eine Kammer, in welcher geschnittenes Stroh gehalten wurde, womit man die Kühe fütterte. Man nennt ein solches Stroh — Hekkerling.

Die kleinen Hühnchen wurden mit ihrer Mutter des Nachts in diese Kammer gesperrt, worin man Heckerling hielt.

Wann Julie und Mattheus das Bett verlassen, sich angezogen, gewaschen und gekämmt hatten, sprangen sie sogleich zu dieser Kammer, machten sie auf und sahen nach, was ihre Hühnchen machten? —

Eines Tages kommt Mattheus, wie gewöhnlich, in die Kammer gesprungen und sieht sich nach den Hühnchen um. Aber, ach! wie erschrack er, als er die Hühnchen ausgestreckt, ohne Leben und ohne Kopf auf dem Boden erblickte.

Er stand ganz bestürzt da und konnte lange kein Wort sprechen. Endlich schlug er die Hände zusammen und sagte ganz betrübt: Ach! ihr armen Hühnchen! Es standen ihm helle Thränen im Auge.

Mattheus blieb lange in der Kammer stehen, und sah mit weinenden Augen die todten Hühnchen an. Endlich gieng er ganz niedergeschlagen auf die Stube seiner Mutter, wo auch Julie war. Ach! rief er hier aus, ach! liebe Mutter! liebe Julie! es ist uns ein großes Unglück begegnet! —

Und was denn? fragten Mutter und Schwester erschrocken.

O die lieben Hühnchen sind todt! erwiederte Mattheus, und weinte.

Ach! es kann nicht seyn! sagte Julie und holte tief Athem.

Kommt nur unter den Schoppen, in die Kammer, da werdet ihr die armen Thierchen ausgestreckt sehen, sprach Mattheus.

Sogleich giengen die Mutter und Julie unter den Schoppen, und fanden alles so, wie Matthis erzählt hatte.

Da rang Julie die Hände und sagte: Nun ist auf einmal unsere Freude dahin; o ihr lieben, lieben Hühnchen; wer hat euch nur todt gemacht!

Julie weinte recht bitterlich.

Schade, um die schönen Hühnchen! sagte die Mutter; es waren so liebe Dinger.

Julie. Nun sind alle unsere Plänchen mit einemmale vereitelt.

Mattheus. Wir freuten uns schon sehr darauf, wenn sie einmal groß wüchsen. Nun ist unsre ganze Freude dahin.

Mutter. Lieben Kinder! betrübt euch nicht so sehr darüber. Es geht in der Welt gar oft so. Unsre schönsten Freuden, unsre süßesten Hoffnungen werden zuweilen wider Vermuthen ganz vereitelt. Man macht dieses und jenes schöne Plänchen; aber da

kommt auf einmal etwas dazwischen und macht uns einen Strich durch die Rechnung. Das muß man sich schon einmal gefallen lassen. Was hälfe es auch, wenn man darüber unwillig würde und sich lange grämte? Hin ist hin! —

Julie. Aber die armen Hühnchen!

Mattheus. Ja wohl, die allerliebsten Dinger! Schade! Schade! — Aber sage mir nur, Mutter! wer mag die armen Thierchen getödtet haben? Vielleicht ein Iltis, von dem du uns schon einigemale erzählt hast, daß er in den Tauben- und Hühnerhäusern Verwüstungen anrichtet, und die Vögel oder ihre Eyer aus den Nestern stehle und auffresse. Nicht wahr, so ein Kerl mag uns um unsre Freuden gebracht haben?

Mutter. Nein, mein Kind! ein Iltis kann es wohl nicht gewesen seyn; denn dieser pflegt nicht so viele Thiere auf einmal zu würgen, und sie dann liegen zu lassen; er erhascht nur das erste beste, und läuft hierauf damit davon; die andern bleiben am Leben.

Julie. Was muß es also gewesen seyn?

Mutter. Allem Anscheine nach war es ein Steinmarder. Der pflegt in dem Vogelreiche noch größere Verwüstungen anzustellen als der Iltis; er erwürgt in einem Taubenhause alle Tauben, die er vorfindet, und in einem Hühnerhause alle Hühner, die drinnen sind. Er reißt ihnen zuweilen die Köpfe ab und saugt das Blut aus. Was er nicht verzeh-

ren kann, läßt er liegen. Er ist nicht größer als eine mittelmäßige Katze.

Mattheus. J! kann man denn nicht den grausamen Mörder fangen?

Mutter. O ja! man fängt ihn gewöhnlich in einer eisernen Falle.

Mattheus. Nu wart', böser Hühnerfeind! Das soll dir nicht so hingehen.

Mutter. Wißt ihr denn aber, woraus ich noch mehr schliesse, daß es ein Steinmarder war? — Ihr haltet euch die Nasen zu. — Diesen häßlichen Gestank pflegen die Steinmarder immer zu hinterlassen, wenn sie in ein Tauben- oder Hühnerhaus eingebrochen sind. — Aber Kinder! ich sehe ja nirgends die alte Henne, wo muß die hingekommen seyn? — auch liegen nur acht kleine Hühnchen da, wo sind die zwey andern? — Vielleicht haben sich die gerettet.

Julie und Mattheus. O das wäre herrlich! das wäre erwünscht! —

Mutter. Kommt nur, wir wollen sie unter und auf dem Schoppen suchen.

Mutter und Kinder verliessen jezt die Kammer und suchten die alte Henne und das neunte und zehnte Hühnchen.

Mattheus sprang sogleich zu jenem finstern Winkel, wo die Henne gebrütet hatte. Voll Freuden rief er: Ich sehe was weisses! nur schnell herbey! —

Zur Freude der Kinder befand sich die weisse Henne mit den zwey jungen Hühnchen wirklich in diesem Winkel. O wie jubelten die Kinder!

Man wollte die Henne in die Kammer jagen; allein sie wollte schlechterdings nicht hinein. Es kam daher, weil der Marder einen häßlichen Gestank hinterlassen hatte, den die Hühner nicht vertragen können.

Die Gluckhenne mit den zwey Jungen erhielten daher in der Küche Quartier, und des Nachts quartierte sie Mattheus in seine Schlafkammer ein.

Mattheus hatte eine große Schachtel; die nahm er und that die acht getödteten Hühnchen herein. Drauf gieng er mit Julchen in den Garten und vergrub sie unter einem Kirschbaume. Auf das Grab steckte er ein Täfelchen, worauf folgende Grabschrift zu lesen war:

Acht kleine Hühnchen, jung und zart,
Sind unter diesem Baum verscharrt.
Es hat sie all' in Einer Nacht
Ein böser Marder todt gemacht.

Da hast du's böser Hühnerfeind!
Kein Knab' und Mädchen um dich weint!

Matthis hatte gehört, Meister Hartfell, ein Maurer, sey ein großer Iltis- und Marderfeind, er habe viele eiserne Fallen, in welchen er diese Thiere zu fangen pflege, und von dieser Zeit an konnte dem

kleinen Matthis Meister Hartfell nicht aus dem Kopfe kommen.

Eines Tages erhielt Matthis von seiner Mutter die Erlaubniß, seinen Freund Emil zu besuchen. Als Matthis wieder nach Hause kehrte, schlüpfte er in Meister Hartfells Wohnung, und bot ihm einen guten Tag.

Meister Hartfell. Ey willkommen, Matthischen! was für ein Stern bringt dich zu mir?

Mattheus. Was? ein Stern? Kein Stern bringt mich zu dir, Meister Hartfell, meine Beine bringen mich zu dir.

Meister Hartfell. Nein! nein! du kleiner Schwarzaug, das meyn' ich nicht; ich meyn' warum du mich besuchst?

Mattheus. Ja so! das will ich dir gleich sagen. Man sagt, du wärst viel pfiffiger als die Iltisse und Marder.

Meister Hartfell. Das muß so seyn. Der Mensch hat ja Verstand; er muß daher pfiffiger seyn als die Thiere.

Mattheus. Man sagt, du verständest die Kunst, die Iltisse und Marder herbeyzulocken und sodann in eine Klappse zu bekommen.

Meister Hartfell. Möchtest du mir vielleicht diese Kunst ablernen? he? —

Mattheus. Nein! das nicht! Aber bitten möcht' ich dich, mir eine eiserne Falle zu borgen. Denn hör' nur, neulich brütet unsre weisse Henne

zehn allerliebste Hühnchen aus, da ist dir aber ein Marder so frech, schleicht sich des Nachts in die Kammer, wo die niedlichen Thierchen übernachteten und dreht achten davon die Köpfe ab. Nun möcht' ich gern den garstigen Marder in die Klappse bekommen.

Meister Hartfell. Na, laß du mich nur gehn. Eine Falle kann ich dir nicht borgen; denn du könntest sie nicht aufstellen. Aber ich will heut' vor Abends zu euch kommen und die Falle selbst zu Rechte machen. Wart' nur, der böse Marder soll bald keinem Hühnchen mehr den Kopf abdrehen.

Mattheus. Das ist brav, Meister Hartfell! daß du zu uns kommen willst. Das thue ja. Nicht wahr, du kommst gewiß?

Meister Hartfell. Ein Wort ein Mann.

Nun sagte Matthis: Adjeu, Meister Hartfell! und gieng fort.

Als er zu Hause ankam, sagte er heimlich zur Mutter: Mutter! dem bösen Marder, der unsre Hühnchen todt machte, muß der Garaus gemacht werden. Mutter! ich will dir was ins Ohr sagen.

Da neigte sich die Mutter und Matthis zischelte ihr ins Ohr: heut Abends kommt Meister Hartfell zu uns, und bringt eine eiserne Falle mit, worin der Marder gefangen wird. Sag's nur Julchen nicht, die ist zu empfindsam, die würde das nicht zulassen.

Aber warum willst du denn, mein Kind! den Marder um sein Leben bringen? fragte die Mutter.

J! antwortete Matthis, warum hat er die armen Hühnchen ums Leben gebracht?

Mutter. Weil er hungrig war; sollte er denn verhungern?

Matthis. Das nicht; aber er hätte sich was anderes zu fressen suchen und uns die Hühnchen am Leben lassen sollen, die uns so lieb waren. Er hat uns um unsre Freude gebracht, der garstige Marder!

Mutter. Aber davor kann er ja nichts. Er hat keinen Verstand, sondern handelt blos nach einem blinden Triebe. Wann er hungert, so geht er auf die Jagd, und das erste beste, was ihm aufstößt, bringt er um. Hätte er gewußt, daß euch die Hühnchen so lieb sind, so würde er ihnen vielleicht nicht die Köpfe abgedrehet haben; das fiel ihm aber nicht ein.

Matthis. Ja! aber wer wird das dulden, daß er, mir nichts dir nichts, solchen Schaden anrichtet? zu Verstand wird der Monsieur nie kommen.

Mutter. Du glaubst also, daß es erlaubt sey, Thiere zu tödten, die uns schaden und von denen man nicht erwarten kann, daß sie es je unterlassen werden, zu schaden?

Matthis. Das glaube ich, liebe Mutter!

Mutter. Und du hast vollkommen Recht. Thiere, die uns nicht schaden und nicht nützen, ohne Noth umzubringen, ist schändlich; kein rechtschaffener Mensch wird es thun. Aber wenn sie uns schaden, dann können wir sie uns vom Halse schaffen.

Vor Abends kam wirklich Meister Hartfell und brachte eine Falle mit; auch ein viertel Schock Pflaumen und ein Paar Büsche Vogelbeeren brachte er mit.

Mattheus sprang dem Meister Hartfell entgegen und freute sich sehr über seine Ankunft.

Meister Hartfell sah sich im Hause um. Aha! sagte er, dahinten ist eine alte Scheune; da mag der Herr Marder stecken. In dieser Scheune wollen wir die Falle aufstellen.

Nun gieng man in die Scheune und stellte die Falle auf. Meister Hartfell legte Pflaumen und Vogelbeeren darauf; denn dieß hält der Marder für eine Delikatesse.

Des andern Morgens kam Meister Hartfell wieder und gieng nun mit dem kleinen Matthis in die Scheune, um nachzusehen, ob sich nichts gefangen habe?

Matthis war sehr neugierig; er konnte es kaum erwarten, bis man in die Scheune kam. Aber die Falle war noch offen, wie gestern Abends, kein Marder stack drinnen.

Den Tag darauf fand man die Falle wieder offen; aber den dritten Morgen war sie zugeschlagen und es stack darinnen ein schöner Steinmarder; aber — mausetodt. Er hatte sich mit dem Kopfe gefangen.

Ha! was machte Mattheus für Augen, als er den gefangenen Marder erblickte. Da hast du's, böser Hühnerfeind! rief er. Um die Hühnchen haben

wir geweint, als wir sie todt fanden; aber um dich weint kein Mensch!

Der Marder wurde in das Haus getragen und von Mattheus der Mutter gezeigt. Es war ein Männchen. Einige Tage darauf fieng man auch das Weibchen.

Meister Hartfell nahm nur das Weibchen an, das Männchen ließ er dem Mattheus. Es wurde ihm der Balg abgezogen und Mattheus bekam für den Winter eine Mardermütze, die aber inwendig nicht gefüttert war, weil seine Mutter wußte, daß gefütterte Mützen der Gesundheit nachtheilig sind.

Dem, welchen man am liebsten hat,
Schenkt man das Liebste, das man hat.

Mattheus und Julie konnten lange die Hühnchen nicht vergessen, denen der Marder die Köpfe abgedreht hatte. Juliens Lille, Puti und Mali und ihres Bruders Trullchen, Schilly und gallina waren todt; die zwey Hühnchen aber, welche der Marder nicht umgebracht hatte, gehörten der Mutter.

Da die Mutter sah, daß ihre Kinder eine so große Freude an den kleinen Hühnern hatten, so sagte sie eines Tages zu ihnen: Lieben Kinder! ihr habt die Hühnchen so lieb, ich will euch die zwey schenken, die uns der Marder übrig gelassen hat.

Als die Kinder das gehört hatten, freuten sie sich gar sehr und dankten der Mutter für das allerliebste Geschenk. Nun machten sie zwey Loose, um

zu entscheiden, welches Hühnchen Julie und welches Mattheus bekommen sollte. Sie nahmen zwey Stückchen Papier; auf das eine Stückchen schrieben sie: weisses Hühnchen; und auf das andere: gesprenkeltes Hühnchen.

Die Mutter nahm die zwey Stückchen Papier in ihre beyden Hände. Nun, Julie, sagte sie, welches willst du? das in der rechten, oder das in der linken Hand?

Das in der rechten Hand, antwortete Julie.

Die Mutter machte das Papierchen auf, das sie in der rechten Hand hatte, und das Papierchen sagte, daß Julie das weisse Huhn bekommen sollte. Mattheus bekam das gesprenkelte. Beyde waren mit dem, was sie bekamen, vollkommen zufrieden.

Mattheus nannte sein Hühnchen Daphne, und Julie das ihrige Putchen.

Daphne und Putchen machten den Kindern gewaltig viel Freude; unter allen Sachen, die sie hatten, war ihnen nichts so lieb, als diese zwey Thierchen. Sie gaben ihnen das beste Futter und nahmen sie des Tags wohl zwanzigmal auf den Arm, und wenn sie sie auf dem Arme hatten, so streichelten sie sie gar freundlich und sagten: liebes Putchen! liebe Daphne! bist ein scharmantes, gutes Thierchen! o wie lieb hab' ich dich!

Die Hühnchen wurden mit Julien und Matthischen immer bekannter und so zahm, daß sie gleich herbeygelaufen und ihnen auf die Hand geflogen kamen, wann sie gerufen wurden.

Mattheus richtete seine Daphne zu allerhand ab. Wenn sie ihm auf die Hand geflogen kam, so sprang sie sogleich auf seine Schulter, und wenn sie auf der Schulter saß, steckte sie ihren Schnabel in sein Ohr, und suchte darin Futter; denn er hatte einigemale einige Gerstenkörner und Stückchen Brod hereingelegt und sie darauf aufmerksam gemacht.

Rief Mattheus: Daphne! tuktuktuk! so zog sich Daphne zusammen, blieb stehen und duckte sich, so daß sie Mattheus fangen konnte. Rief aber ein Anderer: Daphne! tuktuktuk! so duckte sie sich nicht. Gieng Mattheus spazieren, so hatte er immer eine Begleiterin; denn Daphne lief ihm überall nach.

Mattheus hatte einige gute Freunde; diesen gefiel sein gesprenkeltes Hühnchen auch sehr wohl. Besonders aber hatte Franz, des kleinen Mattheus bester Freund, seine große Freude an der Daphne, und er ließ oft den Wunsch laut werden, doch auch so ein artiges Thierchen zu haben.

Noch in diesem Jahre wurde Franz krank. Er bekam die Blattern. Zum Unglück waren es bösartige Blattern, die er bekam. Der arme Franz mußte sehr viel leiden. Es brannte und juckte ihm am ganzen Leibe und doch durfte er nicht kratzen; er hatte gewaltiges Kopfweh und litt noch andere große Schmerzen; doch ertrug er alles geduldig; denn er war ein guter Knabe und gewohnt, Schmerzen, die er empfand, nicht so sehr zu achten; sondern sie still zu ertragen.

Schon vier Wochen lag Franz in seinem Bette krank darnieder, und noch war keine Hoffnung da, daß er bald wieder werde gesund werden. Mattheus liebte den kranken Franz recht inniglich; unter allen Freunden hatte er ihn am liebsten. Er bedauerte ihn sehr, daß er so große Schmerzen ausstehen, und so lange im Bette liegen müßte. Doch er konnte ihm nicht helfen.

An einem schönen Tage bat Mattheus seine Mutter, sie möchte ihm doch erlauben, zu Franzen zu gehen und ihn auf ein Stündchen zu besuchen.

Die Mutter sagte: Das kannst du thun; denn du hast schon die Blattern gehabt. Hättest du sie noch nicht gehabt, so würde ich dich nicht hinlassen, weil dich dann Franz anstecken könnte. Nun aber kannst du ihn ohne Bedenken besuchen; grüß ihn recht sehr von mir und sage, daß ich ihm baldige Wiedergenesung wünsche.

Da zog sich Mattheus ordentlich an und rief: Daphne! Daphne! Sogleich kam Daphne herbeygelaufen und flog ihm auf die Hand.

Gutes Thierchen! sagte Matthis, in einer Viertelstunde nenn' ich dich nicht mehr mein; aber du sollst einen Herrn bekommen, der dich gewiß so lieb haben wird wie ich.

Drauf nahm Mattheus sein rundes Hütchen und die Daphne und sagte: Leb wohl! liebe Mutter! in einer Stunde bin ich wieder bey dir, und nun verließ er die Stube.

Mattheus war bald bey dem kranken Franz. O wie freuten sich beyde, als sie sich einander wieder sahen! Sie weinten vor Freude, und jeder erzählte, wie es ihm, seit der Zeit, daß sie sich nicht gesehen hatten, gegangen wäre.

Franz hatte eine große Freude, als er das gesprenkelte Hühnchen wieder sah. Das ist schön, sagte er zu seinem Freunde, daß du das liebe Thierchen mitgebracht hast.

Lieber Franz, sagte hierauf Mattheus, ich habe die Daphne mitgebracht, um sie dir zu schenken.

Nein, lieber Mattheus, sprach Franz, du darfst mir das liebe Thier nicht schenken. Ich nehms nicht an.

Lieber Franz, versezte drauf Mattheus, du wirst mir doch die Freude machen, und Daphnen annehmen.

Das kann ich nicht, sprach Franz; Daphne ist dir so lieb, unter allen Sachen hast du sie am liebsten und nun solltest du auf einmal drum kommen.

Dich hab' ich aber noch lieber, erwiederte Mattheus; du bist mein liebster Freund, drum geb ich dir das liebste, was ich habe. Wenn du mich auch lieb hast, so nimm' das Hühnchen an, lieber Franz! nimm' es an.

Franz wurde durch diese Worte sehr gerührt. O guter Mattheus, sagte er, wie groß ist deine Liebe zu mir! Ich danke dir für das Hühnchen; es soll ihm bey mir gut gehen, und so oft ich es anse=

he, will ich an dich denken und an deine Liebe, die du zu mir hast.

Mattheus freute sich, daß Franz das Hühnchen annahm. Nach einer Stunde verließ er ihn, und als Julie von ihrem Bruder hörte, was er mit seinem Huhne gemacht habe, nahm sie ihr Putchen und gieng damit zu ihrer besten Freundin, Amalie, welche die Masern hatte; und als Julie wieder nach Hause kam, brachte sie kein Putchen mit.

Die Mutter, als sie erfuhr, was die Kinder mit ihren Hühnchen angefangen hatten, freute sich heimlich über ihre Kinder. Sie freute sich aber mehr über Mattheus als über Julien; wißt ihr warum? —

Halte Kleid und Körper rein;
Mußt kein schmutz'ger Junge seyn.

O lieber Vater! du nimmst mich doch mit zur Hochzeit? sprach Adam zu seinem Vater, Herrn Sommer.

Das ist eine große Frage; antwortete der Vater.

O nimm' mich doch mit! sagte Adam bittend. Vater! nimm' mich doch mit! ich möchte gar zu gern mit dabey seyn. Wilhelm und Karl werden von ihrem Vater auch mitgenommen.

Das ist etwas ganz anderes, versetzte Herr Sommer. Wilhelm und Karl halten was auf sich;

du wirst sie nie schmutzig sehen. Ihren Leib und ihre Kleider halten sie immer rein; sie gehen immer ordentlich, und man hat seine Freude an ihnen, wenn man sie ansieht. Du aber — ach! du hältst gar nichts auf dich; siehst immer so rußig aus, wie ein Rauchfangkehrer; man hat nur Schande, wenn man dich in eine Gesellschaft mitnimmt.

Adam hieng den Kopf und schlich sich davon. Er hatte manche gute Eigenschaften, unter andern lernte er viel; aber er sah zu wenig auf sein Aeusseres. Sein Gesicht, seine Hände und den Hals wusch er nicht immer, wie sichs gehörte; daher saß zuweilen viel Schmutz darauf, und er mußte oft die spottenden Worte hören: Ey! Adam! dein Gesicht sieht ja aus, wie ein Mistbeet, in welchem man Zuckermelonen ziehen könnte; dein Hals könnte mit Rettigen und deine Hände mit Gartenkresse besäet werden.

Nicht reiner hielt Adam seine Kleider: die sahen immer aus, als hätte er in denselben mit gewissen borstigen Hausthieren viel zu schaffen gehabt.

Fiel ihm etwas auf die Erde! bums! da kroch er darnach auf seinen Knien, ohne sich etwas unterzulegen.

Schrieb er, so waren seine Hosen, seine Hemdkrausen und seine Finger sogleich schwarz punktirt; und bey Tische aß er so nachläßig, daß er immer seine Hemdkrausen und die Weste mit Suppe oder Brühe begoß, oder etwas von dem fetten Gemüse drauf fallen ließ.

Hatte er fette oder nasse Hände, so wischte er sie nicht an der Serviette oder dem Schnupftuche, sondern an den Hosen oder an der Weste ab.

Und wenn Adam in das Freye kam, so kugelte er sich in seinen Kleidern herum, ohne vorher nachzusehen, ob nicht Schmutz da sey: kurz, Adam war ein unreinlicher, schmutziger Junge, der seine Kleider schlechterdings nicht zu schonen wußte, und der daher in keiner ordentlichen Gesellschaft wohlgelitten war.

Herr Sommer hielt sich oft über seinen unreinlichen Sohn Adam auf; aber Adam änderte sich nicht, er blieb der schmutzige Junge, der er war. Aber dadurch schadete er sich selbst. Kein ordentlicher Knabe wollte mit ihm umgehen, seine Kameraden waren auch unreinliche, schmutzige Jungen; denn gleich und gleich gesellt sich gern.

Es that dem unreinlichen Adam sehr weh, daß der Vater ihn nicht mit zur Hochzeit nehmen wollte. Er wiederholte seine Bitte, und der Vater ließ sich endlich von ihm erbitten. Nun, sagte er, kannst mitkommen. Ziehe dich reinlich an, mache deine Haare in Ordnung, wasche dich und komme mir nach; denn ich muß jetzt schon fort; ich kann auf dich nicht warten.

Adam freute sich sehr, daß er nun auch an der Hochzeit Theil nehmen könnte. Er zog ein weißes Hemd und sein neues Kleid an; auch bat er sich ein Stück Seife aus und wusch Hände, Gesicht und Hals ganz rein.

Nun bin ich fertig, sagte er drauf, ich will jetzt abmarschieren.

Die Hochzeit wurde in dem nächsten Städtchen gehalten; dahin marschierte nun Adam.

Unterweges begegnete er einer Frau, die hatte einen Korb auf dem Rücken, und in diesem Korbe Pflaumenkuchen.

Adam aß den Pflaumenkuchen ausserordentlich gerne. Er kaufte sich daher ein großes Stück, setzte sich damit auf den ersten besten Platz, und nun begann ein appetitlicher Schmaus.

Adam biß zu, als wenn er in vierzehn Tagen nichts gegessen hätte. Er bekam einen rothbraunen Schnautzbart; auch seine Nase blieb nicht verschont; an der Spitze derselben präsentirte sich ein rothbraunes Punktum. Auf die Hemdkrausen fielen auch einige Klümpchen und sie sahen daher gesprenkelt aus. Die Hände wischte Adam an den reinen Hosen ab und sie bekamen so Schmutzflecken.

Als Adam mit dem Pflaumenkuchen fertig war, sprang er auf von seinem Sitz, und bemerkte erst jetzt, daß er auf Kuhmiste gesessen hatte.

Er fieng jetzt an zu laufen. Ich muß galoppiren, rief er, damit ich nicht zu spät komme, und man nicht auf mich zu warten braucht.

Adam sah nicht, wohin er sprang; er setzte durch dick und dünn, und bespritzte seinen ganzen Anzug.

Mit

Mit einem rothbraunen Schnautzbarte, einer punktirten Nase und vollbespritzten Kleidern kam endlich Adam vor dem Hause an, in welchem die Hochzeit gehalten wurde. Er freute sich schon auf den herrlichen Schmaus, der gegeben wurde.

Adam trat in den Hof des Hochzeithauses, er war voll von Bedienten und armen Kindern. An der Hauptthüre stand ein Mann, der ließ Niemanden von dem herbeygeströmten Volke hinein; damit es nicht die Gäste stören möchte.

Adam wollte gleich in den Saal laufen, wo die Gäste versammelt waren; allein der Mann, der bey der Thüre Wache stand, rief: Halt! was willst du Junge hier haben? —

Da guckte Adam mit verächtlicher Miene den Mann an und gab keine Antwort; sondern wollte mit Gewalt in das Haus hereingehen. Aber der Mann nahm ihn beim Arme und tummelte ihn einige Schritte von der Thüre weg. Du hast hier nichts zu thun! rief der Mann.

Wohl hab' ich was zu thun! antwortete Adam mit einer weinerlichen Stimme.

Und was hast du im Hause zu thun? fragte der Mann, die Teller abzulecken? he?

Alle Bedienten und armen Kinder, die im Hofe waren, lachten überlaut, und versammelten sich um Adam herum.

Adam wurde blutroth im Gesichte. Wisse, unhöflicher Mann! versetzte er; ich bin des Herrn Sommers Sohn.

Alle lachten noch lauter. Du, des Herrn Sommers Sohn? sagte der Mann; des artigen, reichen Herrn Sommers Sohn? he! kleines Schmutznäschen, willst du uns eine Nase drehn! Herr Sommer kann keinen so besudelten Schmutzjungen haben. Du gehörst dort in jenen Stall, und nicht in eine ehrbare Gesellschaft. Nur fort mit dir!

Adam wußte nicht, was er antworten sollte. Ich bin aber doch des Herrn Sommers Sohn, stammelte er und heulte. Da er aber nur ärger ausgelacht wurde, so schlich er sich zum Thore des Hofes heraus und blieb in dem Garten stehen, der fest dabey lag.

Herr Sommer hatte gehört, was vorgefallen war. Er verließ ganz im Stillen die Gesellschaft und gieng zum Hofe hinaus. Er sah hierauf im Garten seinen Adam, schluchzend in einem Winkel stehen. Er gieng zu ihm und sah ihn mit ernsthafter Miene vom Kopfe bis zu den Fersen an.

I du säuischer Mensch! rief er zornig, wie getraust du dich so besudelt hierher zu kommen? Du machst deinem Vater nur Schande. Marsch! fort mit dir nach Hause! —

Adam gieng weinend nach Hause und der Vater kehrte zur frohen Gesellschaft zurück, unwillig über seinen unreinlichen Sohn.

Dieser Vorfall machte auf Adam einen gewaltigen Eindruck. Er nahm sich vor, von nun an ordentlicher und reinlicher zu seyn. Allein es gieng nicht so schnell. Böse Gewohnheiten kann man sich

nicht so leicht wieder vom Halse schaffen. Adam wurde zwar etwas reinlicher, aber nicht so reinlich und ordentlich als Wilhelm und Karl.

Adam wurde vierzehn Jahre alt. Eines Tags rief ihn der Vater zu sich auf die Stube und sagte: Mein Sohn! es ist nun Zeit, daß du dich zur Erlernung eines Handwerks oder einer Kunst entschliessest. Sage mir nur, was willst du werden? wozu hast du die meiste Lust? —

Vater! antwortete Adam, ich wünsche ein Kaufmann zu werden.

Einige Tage darauf ritt Herr Sommer in die nächste Stadt, und besuchte hier einen reichen und berühmten Kaufmann. Er hieß Herrmann. Diesen fragte Herr Sommer, ob er nicht geneigt wäre, seinen Adam in die Lehre zu nehmen? —

Ich will die Sache überlegen, antwortete der Kaufmann.

In einer Woche kam jemand auf einem hübschen Fuchse vor das Haus des Herrn Sommers geritten. Der fremde Herr stieg vom Pferde und trat in die Stube. Willkommen, bester Herr Herrmann! rief Adams Vater ihm entgegen; ich freue mich, daß Sie uns besuchen!

Herr Herrman sagte, er wäre gekommen, um den Sohn des Herrn Sommers zu sehen.

Adam mußte gleich erscheinen. Er sah wieder unreinlich aus. Sein Rock war unten schmutzig, sein Haar nicht gut durchgekämmt und die Finger waren

mit Dinte gefärbt. Herrmann sah ihn mit einem scharfen Blicke an und sagte: Hole mir doch einmal deine Schreibebücher herbey, Adam! damit ich sehe, wie weit du es im Schreiben gebracht hast.

Adam holte seine Schreibebücher herbey. Herr Herrmann blätterte sie durch, und die Schrift gefiel ihm ganz wohl; aber etwas darin gefiel ihm nicht, nemlich die Dintenkleckse, die er in Menge fand, und die vielen zerrissenen Blätter.

Als Adam aus der Stube gieng, sagte Herr Herrmann zu dem Vater desselben: lieber Herr Sommer! ich kann Ihren Sohn nicht in die Lehre nehmen. Ich liebe Ordnung und Reinlichkeit, diese Eigenschaften scheinen aber Ihrem Sohne zu mangeln. Ein Kaufmann besonders muß ordentlich und reinlich seyn.

Herrn Sommer kränkte es sehr, daß er einen solchen Sohn habe. Er sprach mit einem andern Kaufmanne, und dieser entschloß sich, den Adam in die Lehre zu nehmen. Aber in vierzehn Tagen schickte er ihn wieder zum Vater zurück und schrieb diesem, Adam liebe zu wenig Ordnung und Reinlichkeit und er könne ihn daher nicht länger bey sich behalten.

Adam war voll Verzweiflung und Schaam. Er getraute sich kaum zu seinem Vater zurückzukehren, sondern wollte in die weite Welt gehen. Aber was sollte so ein Mensch in der weiten Welt machen? Voll Betrübniß und Schaam kehrte er ins väterliche Haus zurück.

Alle, die es hörten, daß Adam zurückgekommen sey, sagten: das ist ein schlimmes Zeichen, daß Adam von so einem braven, vernünftigen Kaufmanne zurückgeschickt wird, und überall, wo Herr Sommer anfragte, ob man nicht seinen Sohn in die Lehre nehmen wollte, erhielt er abschlägige Antwort. Man wollte einen unordentlichen Menschen nirgends annehmen.

Endlich gelang es Herrn Sommer, einen Eisenhändler zu bereden, seinen Sohn in die Lehre zu nehmen. Aber der Eisenhändler machte die Bedingung, daß Adam nicht mit ihm an einer Tafel, sondern mit dem Gesinde essen sollte.

Aber auch da, sagte der Eisenhändler, muß sich Adam ordentlich und reinlich betragen, denn mein Gesinde ist an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt. Sehe ich, daß Adam sich als ein ehrliebender, artiger Mensch beträgt: so werde ich ihn dann mit mir an einer Tafel speisen lassen.

Herr Sommer mußte noch obendrein dem Eisenhändler eine ziemlich große Summe Lehrgeld für Adam zahlen; doch war er froh, daß der Eisenhändler ihn nur annahm.

Ein halbes Jahr aß Adam mit dem Gesinde des Eisenhändlers und bekam, wegen seiner Unordentlichkeit und Unreinlichkeit, manchen harten Verweis. Er weinte oft bitterlich darüber, und es gereuete ihn sehr, daß er sich diese Fehler nicht gleich in seiner früheren Jugend abgewöhnt hätte. Mit vieler Mühe ge-

wöhnte er sich nach und nach an Ordnung und Reinlichkeit. In einem halben Jahre war sein Herr schon mehr mit ihm zufrieden und ließ ihn mit sich an einem Tische essen.

Adam fühlte sich noch einmal so froh, glücklich und zum Guten aufgelegt, als er ordentlich und reinlich war, und er hat nachher immer die Reinlichkeit und Ordnungsliebe als große Beförderungsmittel der Rechtschaffenheit und des frohen Sinnes empfohlen.

Drum liebt, ihr Kleinen! allezeit
Die Ordnung und die Reinlichkeit.

Der Sturmläufer.

Schlaf nicht so bald des Abends ein;
Mußt nicht ein Knecht des Schlafes seyn.

Den kleinen Severin nannte man im Scherze einen Sturmläufer, und das kam daher. Severin war ein guter, freundlicher und gefälliger Knabe; aber er liebte zu sehr den Schlaf, oder, er war ein Sklav des Schlafes. Er konnte Abends gar nicht lange wach bleiben; besonders überfiel ihn in den Winterabenden sehr früh der Schlaf. Um sieben Uhr, oft noch eher, fielen seine Augenlieder zu; mein Severin ließ alle Arbeiten stehn und liegen, senkte den Kopf und schlief. Dabey machte er aber zuweilen

gar drollige Manövers. Er huppte etwas vom Stuhle auf, worauf er saß, und lief mit dem Kopfe voran gegen die Wand. Alle, die dies sahen, mußten darüber helllaut lachen. Er läuft Sturm! Severin läuft Sturm! riefen dann gewöhnlich die andern Kinder; und fast alle Abende hörte man den Ausruf: Severin läuft wieder Sturm!

Es war für Severins Vater recht ärgerlich, daß sein Sohn des Abends so frühe einschlief. Denn Severin versäumte dadurch viel; er machte die Arbeiten nicht, die ihm seine Lehrer aufgaben; er mußte sie daher am andern Tage nachholen, und das gieng immer wie auf der Post; daher die Arbeiten selten gut ausfallen konnten.

Das war die eine Ursache, warum Severins Vater sich über die Schläfrigkeit desselben aufhielt; die andere Ursache davon war diese. Severins Vater war ein herzhafter, wackerer Mann; der es gern sah, wenn andere Menschen auch herzhaft und wacker waren. Er ärgerte sich immer, wenn er sah, daß jemand nicht Herr über sich selbst werden konnte. Daher wurde er unwillig, daß Severin den Schlaf nicht zu beherrschen wußte, sondern sich fast alle Tage ohne Widerstand von ihm beherrschen ließ. Du bist mir ein schwacher Mensch! sagte er oft zu ihm; du bist nicht so stark wie deine zwey Brüder, Gottlieb und Bernhard; auch nicht so stark wie deine Schwester Karolinchen. Die sind alle Abends bis zehn Uhr munter, machen ihre Arbeiten, schäckern, sprechen und spielen miteinander,

während du Sturm läufst. Schäme dich, daß du so eine Schlafmütze bist! —

Da weinte denn Severin immer; aber was half das Weinen? er wurde doch nicht Herr über den Schlaf; sondern der Schlaf blieb sein Herr.

Zuweilen rüttelte ihn der Vater wohl auf, wenn er eingeschlafen war, und er mußte zum Brunnen gehen und sich die Augen und das ganze Gesicht waschen, und dann blieb er gewöhnlich munter. Rüttelte ihn aber der Vater nicht auf, so blieb er schlafen und lief Sturm.

Der Vater hatte also durch das Wecken des Sturmläufers bey ihm nichts bewirkt. Denn was half es, wenn Severin, geweckt vom Vater, aufwachte, und dann nicht mehr einschlief? Das war so viel als nichts. Sollte man ihn denn immer wecken? war denn allezeit jemand da, der dieses hätte thun können? Nur dann kann man sagen, daß man etwas werth ist, wenn man auch ohne Erinnerungen, ohne Ermahnungen Herr über sich selbst ist und Fehler unterläßt, die uns Schande machen.

Severin verschlief manches Vergnügen. So kam z. B. eines Abends sein ältester Bruder Bernhard in die Stube gesprungen und rief: Kommt nur schnell heraus! nur schnell! in Herrn Spangenbergs Garten soll jetzt ein großes Feuerwerk seyn!

Ein Feuerwerk? riefen Karolinchen und Gottlieb; scharmant! o lieber Vater! laß uns zusehen! wir haben noch kein einziges großes Feuerwerk gesehen!

Der Vater antwortete: ich komme mit euch Kinder; wir müssen doch das Feuerwerk sehn.

Severin, der Sturmläufer, schlief wieder.

Vater! sagte Karolinchen, sollen wir nicht auch den Bruder Severin mitrufen; der arme Schelm sollte doch nicht um die Freude kommen.

Er schläft aber, versetzte der Vater.

Ich will ihn wecken, erwiederte Karolinchen! — Severin! Severin! steh auf!

Karolinchen schüttelte den Sturmläufer.

Severin machte ein wenig die Augen auf, und murmelte etwas in den Bart; schloß aber gleich wieder die Augen.

Severin! rief noch einmal die gute Schwester und rüttelte den Schläfer.

Aber Severin schlug um sich mit beyden Händen und rief: Pack' dich! pack' dich! fort mit dir! fort!

Hoho! sagte Karolinchen, da sieht's gefährlich aus.

Severin schlief von Neuem ein.

Ach! rief der Vater, laßt ihn schlafen. Wir gehen fort, und besehen das Feuerwerk; sonst kommen wir zu spät.

Alle giengen fort; nur Severin blieb zu Hause, und eine Magd, die bey ihm bleiben mußte.

Des andern Tages konnten Karolinchen und Gottlieb das Feuerwerk nicht genug loben, das sie gestern gesehn hatten.

Was für ein Feuerwerk? fragte Severin.

Ach! sagte Karolinchen, du hättest nur dabey seyn sollen, Severin; es war eine Pracht, nicht zu beschreiben. Es stiegen wohl hundert Racketen, eine höher als die andere; sie stiegen in einer geraden, geraden Linie in die Höhe, und wenn sie hoch genug gestiegen waren, da giengs: paff! sie zerplatzten und es kamen dir die schönsten Sterne zum Vorscheine. Das hättest du sehen sollen, Severin!

Und die Feuerkugeln, sprach jetzt Gottlieb, die in der Luft herumtanzten; die Frösche, die herumgalloppirten, wie wenn sie nicht richtig im Temperamente wären, die Feuerräder, die sich zischend an einigen Bäumen herumwälzten, kurz, es war eine Pracht, wie ich sie noch nicht gesehen habe. Ich hätte die Freude, die ich dabey empfand, nicht für 100 Thaler gegeben.

Aber wovon schwatzt ihr denn? sagte Severin. Ich weiß von alle dem nicht das geringste.

Ja freylich weißt du davon nichts, versetzte Karolinchen; du hast gestern Abends wieder geschlafen und unter dieser Zeit war das prächtige Feuerwerk.

Du bist mir eine schöne Schwester! sagte Severin; mich nicht zu wecken! —

Du bist mir ein schöner Bruder! erwiederte Karolinchen; mich so unhöflich zu behandeln, wenn ich dich wecke. Wohl hab' ich dich aufgerüttelt, aber du fochtest wie ein Kosake mit deinen Händen herum und riefst: Pack' dich! pack' dich! fort mit dir! fort!

Davon weiß ich kein bischen, sprach Severin, und ärgerte sich sehr, daß er das gestrige Feuerwerk

verschlafen hatte; denn er wünschte schon lange, so was zu sehen.

Ein andermal begegnete dem kleinen Severin wieder etwas, was ihm sehr unangenehm war. Ein guter Freund kam zu seinem Vater und lud ihn zu einem kleinen Feste ein, das er Abends einigen Freunden geben wollte. Wir haben heute Martini, sagte der Freund; diesen Tag pfleg' ich alle Jahre zu feyern und die ersten Gänse zu kosten. Kommen Sie ja des Abends zu mir und bringen Sie ihre Kleinen mit. Severins Vater versprach zu kommen.

Severin klatschte frohlockend in die Hände und lief zu seinen Geschwistern. Wißt ihr was? rief er, wir sind heute zu Gaste gebeten. Da gibts Martinigänse! die sollen schmecken!

Holla! holla! lacht mit mir!
Martinsgänse essen wir!
Ha! die fetten Gigagack,
Ja die haben euch Geschmack!

Gigack! Gigack! gigagack! rief Severin und konnte den Abend nicht erwarten, wo er gebratene Gigacks nicht nur zu sehen, sondern auch zu schmausen gedachte.

Der Abend kam herbey. Severin sprang zum Vater und sagte: Na, Vater, gehen wird bald?

Gleich! antwortete der Vater. Karolinchen, Bernhard und Gottlieb macht euch fertig!

Severin geht doch auch mit, lieber Vater? sagte Severin.

Severin geht nicht mit! antwortete der Vater.

Da stand Severin wie versteinert da, und seine Augen wurden trübe.

Mein Kind! sagte der Vater, ich kann dich unmöglich mitnehmen, und das aus keinem andern Grunde, als weil ich dich liebe. Du weißt, daß du des Abends dich des Schlafens nicht enthalten kannst. Was würden die Gäste meines Freundes von dir denken, wenn sie sähen, daß du so wenig Herr des Schlafes, sondern sein Sklave seyst. Du könntest leicht wieder Sturm laufen und dann würde man sich über dich lustig machen, und den andern Tag wiese man vielleicht mit Fingern auf dich und sagte: seht! da geht Severin, der Sturmläufer.

Severin sah ein, daß sein Vater Recht hatte. Er blieb zu Hause und weinte bitterlich.

Am andern Tage erzählten Karolinchen, Bernhard und Gottlieb, wie schön es gestern Abends bey dem Freunde gewesen sey, und daß sie schon lange keinen so vergnügten Abend gehabt hätten.

Ach! Vater, sagte jetzt Severin, du hättest mich doch mitnehmen können; ich wäre nicht eingeschlafen.

Ich konnte mich aber darauf mit Sicherheit nicht verlassen, antwortete der Vater. Das beste ist's, du wirst einmal so stark und läßt dich von dem Schlafe niemals zur Unzeit überwältigen.

Ich kann das nicht; versetzte Severin.

Du willst es nicht; erwiederte der Vater.

Ich kann es nicht; sagte noch einmal Severin.

Du willst es nicht; wiederholte der Vater. Der Mensch kann gar viel, wenn er nur will; er muß sich nur mehr Kraft zutrauen; dann geht es schon. Probier' es nur, mein Sohn! und setze dir fest vor, daß du des Abends nicht so frühe einschlafen willst; du wirst sehen, es wird geh'n.

Severin faßte wirklich diesen Vorsatz und siehe da! es gieng. In einiger Zeit wurde er ganz des Schlafes Herr und er hat nachher oft gesagt: Du hast Recht, lieber Vater, der Mensch kann viel, wenn er nur will.

Schon in deinen Knabenjahren
Mußt du dich, mein kleiner Freund!
Vor der Lüsternheit verwahren;
Denn das ist ein arger Feind.

Ich bin mit meiner Arbeit fertig, liebes Väterchen! rief Doris ihrem Vater, Herrn Quittenbaum, zu.

Ich auch! ich auch! riefen auch Arnold und Sophie, verließen den Arbeitstisch und versammelten sich um den Vater, einen wackern, liebevollen Mann.

Nun, so zeigt mir doch, was ihr gearbeitet habt.

Alle sprangen fort und holten ihre Arbeiten.

Sieh', Vater! sprach Arnold, das ist der Brief, den uns der Lehrer heute zu machen aufgegeben hat.

Das ist der blaue Beutel, den ich für Arnold gestrickt habe, sprach Doris.

Und hier ist das Schnupftuch, versetzte Sophie, welches ich säumen mußte.

Der Vater betrachtete die Arbeit eines jeden genauer und war damit zufrieden, nur bey Arnolds Briefe sagte er: du schreibst zu kalt, nicht herzlich genug.

Väterchen, rief hierauf Doris, nicht wahr, du erzählst uns jetzt was?

O ja! Väterchen! riefen alle, du erzählst uns was!

Seht mir nur die Kinderchen an; sprach der Vater, die wollen nur immer was erzählt haben. Arnold und Sophie, was habt ihr denn in den Händen?

Arnold und Sophie lächelten und sagten ganz leise: es ist etwas für den Gaumen. Wir haben uns heute von dem Italiener, der hier war, ein Viertelpfündchen gebrannte Mandeln gekauft.

Haha! ihr Zuckermäulchen! rief der Vater; eure Zähne werden endlich kohlschwarz werden, und es wird ein Glück seyn, wenn ihr den Magen nicht auch durch die ungesunden Leckerwaaren verderbt. Das wissen die Kinder gut, daß Vater das Zuckerbackwerk nicht leiden kann; und doch kaufen sie sich welches, wenn er den Rücken wendet.

Ach! liebes Väterchen! sprach die schalkhafte Sophie, werde nur nicht böse auf uns; es sieht gar

nicht gut aus, wenn du die Runzeln an der Stirne und die Augenbraunen zusammenziehst. Du wirst sehen, ich esse kein bischen von den Mandeln, während du erzählst. Ich will sie hier auf den Tisch legen.

Ich auch! sagte Arnold; hier sollen meine Mandeln liegen bleiben.

Nun erzähle, lieber Vater! sprach die freundliche Doris, die sich kein Zuckerwerk gekauft hatte.

Weil du, Doris, mich bittest, versetzte Herr Quittenbaum: so will ich euch ein kleines Geschichtchen von einem lüsternen Knaben erzählen.

Ach! Vater! rief Sophie, das erzählst du gewiß, uns damit zu necken.

I! so laß doch den Vater erzählen, sprach Doris. Vater weiß schon was? und warum er's thut? Wems juckt, der kratzt sich.

Herr Quittenbaum erzählte hierauf den Kindern folgende Geschichte:

Der lüsterne Knabe.

In der großen Stadt London, die in England liegt, und in welcher der König von England wohnt, lebte einst ein reicher Kaufmann, Namens William Bedford. Der hatte außerordentlich viele Schätze, und einen einzigen Sohn, der Heinrich hieß. Weil nun der Vater viel Geld und nur einen Sohn

hatte: so liebte er diesen übermäßig; aber er liebte ihn nicht vernünftig. Er ließ dem lustigen Heinrich allen Willen, und was Heinrich begehrte, das bekam Heinrich.

Weil Heinrich alles bekommen konnte, so begehrte er auch alles, woran ihm etwas gelegen war. Besonders gewöhnte er sich so sehr an Naschwerk, daß er ohne dasselbe kaum leben konnte. Erblickte er etwas wohlschmeckendes: so wässerte ihm gleich der Mund darnach; er ruhte nicht eher als bis er etwas davon bekam. Seine Lüsternheit oder Leckerhaftigkeit wuchs mit jedem Tage, und sie wurde ihm endlich zur andern Natur. Nach und nach wurde er der lüsternste Knabe in ganz London. In seinen Taschen stacken fast beständig verzuckerte Mandeln, Apfelsinen, Schokoladeguß, Biscuit, verzuckerte Pomeranzenschaalen und wer weiß was noch für andere Leckerwaaren.

Heinrich sah blaß aus; nicht so gesund wie manche Kinder

„Mit Backen frisch und roth, daß kaum
„Der Apfel röther blinkt."

Auch waren Heinrichs Zähne schwarz und die vordersten angefressen; sie sahen recht häßlich aus. Die bleiche Gesichtsfarbe und die schwarzen verdorbenen Zähne hatte Heinrich den Zuckersachen zu verdanken, die er so häufig aß.

Uebrigens hatte Heinrich viele gute Eigenschaften, und es war recht schade, daß seine Lüsternheit

diese

diese guten Eigenschaften verdunkelte. Wie gut wäre es gewesen, wenn er mit dem Gelde, welches er für Naschwerk ausgab, Nothleidende unterstützt hätte.

Herr William Bedford schickte sich einmal an, eine Seereise zu machen. Heinrich bat ihn sehr, ihn doch mitzunehmen. Ich bin ja schon zwölf Jahre alt, sprach er, und im Stande, die Unannehmlichkeiten zu ertragen, die mit einer Seereise verbunden sind.

Herr Bedford, der seinen Sohn ungemein liebte und ihm fast keine Bitte abschlagen konnte, versprach, ihn mitzunehmen.

Darüber hatte Heinrich eine gewaltige Freude. Er lief noch diesen Tag zu allen seinen Kameraden und erzählte ihnen, daß er nächster Tagen mit seinem Vater eine Seereise machen werde. Auch gieng er noch an diesem Tage zu einem Conditor oder Zuckerbäcker und ließ sich mehrere Pfunde Zuckerwaaren abwiegen.

Endlich kam der erwünschte Tag, an welchem die Reise vor sich gehen sollte. Heinrich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, und Morgens vier Uhr war er schon angekleidet und reisefertig.

Um 10 Uhr Vormittags bestieg Heinrich mit seinem Vater das Schiff, und nach einer Stunde fuhren sie ab. Es wurden Kanonen losgeschossen; auf dem Schiffe flatterte eine schöne große Fahne und Heinrich wußte vor Freude sich nicht zu fassen. Er sprang in die Kajüte, oder in einer Stube des

Schiffs herum, drückte seinem Vater die Hand und wiederholte oft die Worte: o wie herrlich ists zur See zu reisen!

Doch, am andern Tage sprach Heinrich nicht mehr: o wie herrlich ists zur See zu reisen! Denn er bekam die Seekrankheit. Es wurde ihm übel, sein Kopf schwindelte, er verlor den Appetit und mußte sich vielmal übergeben. Ohne Bewußtseyn lag er da und nur nach vier Tagen wurde es ihm etwas besser.

Man war schon zwölf Tage auf der offenen See, als man von weitem ein Schiff erblickte. Das Schiff kam näher, und da es so nahe war, daß man genau sehen konnte, überfiel alle ein Schrecken; man machte alle Segel auf, und wollte sich schnell von diesem Schiffe entfernen. Allein es gieng nicht. Das fremde Schiff war ein Raubschiff, oder ein Kaper, voll Seeräuber.

Alle, die auf Herrn Bedfords Schiffe waren, also auch Herr Bedford selbst und sein Sohn Heinrich wurden von den Seeräubern gefangen.

Herr Bedford wurde auf dem Räuberschiffe gefährlich krank. Heinrich rang die Hände und weinte, aber damit konnte er seinem Vater nicht helfen.

Eines Tages erblickten die Seeräuber in der Nähe ein kleines Schiff; sie winkten und schrieen, und das kleine Schiff kam herbey. Es saßen darin schwarze Menschen mit schneeweißen Zähnen. Die Seeräuber nahmen Herrn Bedford und noch ande=

re Kranke und verkauften sie sehr wohlfeil an die schwarzen Leute.

Heinrich wollte sich von seinem Vater nicht trennen; er schrie, weinte und bat mit gefalteten Händen, ihn mit dem Vater mitzulassen; er klammerte sich fest an ihn; aber das half nichts. Die Räuber rissen den Sohn vom Vater und übergaben Herrn Bedford den schwarzen Männern.

Heinrich wollte sich vor Betrübniß ins Meer stürzen; aber man hielt ihn zurück; band ihm Hände und Füße, und befestigte ihn mit einem Strick von Bast in einem Winkel des Schiffes.

Nach ein paar Tagen landete das Schiff, das heißt, es kam an den Ufern des festen Landes an. Alle Gefangenen wurden gebunden aus dem Schiffe aufs Land getrieben. Hier versammelten sich viele Menschen, von welchen die armen Gefangenen genau betrachtet, und, einer nach dem andern, gekauft wurden.

Heinrich kam in die Hände eines türkischen Kaufmannes, Namens Selim.

Dieser Selim hatte gegen funfzig Sklaven, welche Reiß und Zuckerrohr bauen und noch viele andere beschwerliche Arbeiten verrichten mußten. Nun war wohl Selim kein harter Mann; aber der Aufseher über die Sklaven war desto strenger. Wenn ein Sklave etwas versah, so bekam er von dem Aufseher mit einer Peitsche immer derbe Hiebe. Heinrich fühlte diese oft. Er bekam gewöhnlich nichts

anderes zu essen, als Reiß in Wasser gekocht. Er wurde dieser magern Speise bald überdrüßig. Der Aufseher ließ immer für sich etwas besseres zurechte machen. Heinrich war sehr lüstern nach den Speisen des Aufsehers und er konnte sich oft nicht enthalten, sie heimlich zu kosten. Aber diese Näschereyen zogen ihm zu verschiedenenmalen harte Züchtigungen zu. Ach! sagte er dann gewöhnlich, wenn ich mich doch schon in meiner ersten Jugend an schlechte Kost gewöhnt, wenn ich doch schon in meinen Kinderjahren mich vor der Lüsternheit und Naschhaftigkeit in Acht genommen hätte! Die verwünschte Lüsternheit zieht mir jetzt so viele Leiden zu! —

Heinrich war nun bereits drey Jahre in der Gefangenschaft, und er wünschte sich oft den Tod, so elend gieng es ihm. Sein Herr, Selim, hatte ihn einigemale beobachtet, und sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Heinrich gab verständige Antworten. Dieß gefiel dem Selim; noch mehr aber wurde Selim für Heinrichen eingenommen, als er die Zeichnungen sah, die Heinrich in seinen Erhohlungsstunden verfertigt hatte. Selim beschloß, Heinrichen in sein Haus zu nehmen, und ihn nicht als Sklave zu behandeln.

Eines Tages wurde Heinrich zu seinem Herrn, Selim, gerufen. Als er vor ihm erschienen war, redete ihn Selim folgendermaßen an: Heinrich! ich habe mit Vergnügen gesehen, daß du mehr Verstand hast, als die meisten meiner erwachsenen Skla-

ven, und daß du die Kunst verstehst, mancherley schöne Bilder zu entwerfen. Mein Herz hat dich deshalb liebgewonnen. Du darfst hinführo nicht mehr unter den übrigen Sklaven wohnen. Gleich neben meiner Stube ist für dich ein Zimmer bereit; du kannst es noch heute beziehen.

Heinrich wurde bis zu Thränen gerührt, er fiel seinem Herrn zu Füßen, umfaßte seine Kniee, und benetzte sie mit dankbaren Thränen. O, rief er aus, mein Herr! du machst mich zu einem glücklichen Menschen! der Himmel segne dich dafür!

Heinrich! versetzte darauf Selim, sey du mir nur immer treu, so soll es dir bey mir wohlgehen. Du wirst folgende Geschäfte zu verrichten haben. Erstens wirst du alle Tage des Abends das Geld zählen, welches in meine Kasse gekommen ist, und alles in ein Buch einschreiben; dann wirst du meine zwey kleinen Söhne im Zeichnen unterweisen.

Wer war jetzt froher als Heinrich. Er bezog noch am nemlichen Tage sein Zimmer; und Abends speißte er mit seinem Herrn an einer Tafel. Er aß jetzt zum erstenmale etwas ordentlich zubereitetes; besonders schmeckte ihm der Palmwein herrlich, den er zu trinken bekam.

Des andern Tages hatte er etwas auf der Stube seines Herrn zu verrichten. Selim war gerade nicht da. Als Heinrich sich in der Stube umsah, erblickte er einen Teller voll Feigen. Heinrich, der seine Lüsternheit noch nicht ganz abgelegt hatte, be-

kam großen Appetit nach diesen Feigen. Aber sein Herz sagte ihm, daß er nichts heimlich entwenden dürfte. Doch die Feigen stachen ihm zu sehr in die Augen, und sahen zu appetitlich aus. I was ist denn um ein paar Feigen, dachte Heinrich, zwey mehr oder weniger, dein Herr nimmt es dir gewiß nicht übel, wenn du ein Paar davon versuchst. Heinrich ließ sich von seiner Lüsternheit überwältigen, und nahm drey Feigen von dem Teller, kehrte auf sein Zimmer zurück, und verzehrte sie mit gutem Appetite.

Die Lüsternheit hatte Heinrichen einen fatalen Streich gespielt. Denn als sein Herr auf seine Stube kam, langte er nach dem Teller, worauf die Feigen lagen. Sie waren wegen ihres ausserordentlichen Wohlgeschmacks aus einem entfernten Lande geholt und theuer bezahlt worden. Selim wollte einem Freunde damit ein Präsent machen. Er zählte sie, und fand, daß drey davon fehlten. Darüber wurde er sehr unwillig und rief Heinrichen zu sich: Hast du etwa drey von diesen Feigen genommen? fragte er zornig.

Heinrich war aufrichtig und gestand es.

Ha! schäme dich, junger Mensch! rief Selim. Ich habe dich vor den andern Sklaven ausgezeichnet, und du bist schon jetzt in den ersten Augenblicken deines Glückes so undankbar und bestiehlst mich.

Heinrich weinte und versicherte, daß er die Feigen nicht genommen haben würde, wenn er nicht

geglaubt hätte, sein Herr werde sich nicht viel daraus machen.

So bist du wenigstens, erwiederte Selim, ein leckerhafter Mensch, der über seine Lüsternheit nicht Herr werden kann. Und das sind mir verhaßte Menschen. Man kann nie Zutrauen zu ihnen haben. Ihre Lüsternheit reißt sie zur Verschwendung und andern Fehlern hin. Sie sind auch in ältern Jahren noch schwache Kinder, ohne Herz, ohne Muth, ohne Selbstbeherrschung. Wisse, lüsterner Mensch, daß du dich durch deine Naschhaftigkeit um mein Zutrauen gebracht hast. Ich kann dir nichts anvertrauen; denn der, der sich nicht enthalten kann, Feigen zu entwenden, kann sich vielleicht auch nicht enthalten, Geld zu entwenden, besonders wenn er dessen bedarf, um seine lüsternen Begierden zu befriedigen. Meine Kinder kannst du auch nicht unterrichten; denn du könntest sie mir leicht verderben und zu lüsternen Menschen machen. Du gehst jetzt gleich wieder hin, wo du zuvor warest, und verrichtest mit den übrigen Sklaven deine alten Arbeiten.

Das war ein harter Schlag für Heinrichen. Er sollte nun wieder sein voriges Elend empfinden; und welch eine Schande, wieder unter diejenigen zurückzukehren, vor denen er vor einigen Stunden ausgezeichnet worden war. Doch es mußte geschehen, und Heinrich befand sich nun wieder in einer traurigen Lage.

So unangenehm dieser Vorfall Heinrichen seyn mußte: so war er ihm doch sehr nützlich. Er gewöhn=

te sich von nun an, Herr über seine Begierden zu werden, und seine Lüsternheit abzulegen. Weil es ihm Ernst damit war, so gelang es ihm; und da dieses Selim bemerkte, freute er sich darüber, ließ Heinrichen vor sich kommen und übergab ihm die Geschäfte, die er ihm vor einem halben Jahre auch angewiesen, aber wieder abgenommen hatte.

Nach drey Jahren kehrte Heinrich nach London zurück, und welche Freude! er fand seinen lieben Vater hier noch am Leben. Herr Bedford war durch einen glücklichen Zufall aus den Händen der schwarzen Seefahrer befreyet worden, und kam nach vielen überstandnen Gefahren wieder in England an.

Heinrich lebte nun glücklich. Er hatte in seiner Noth gelernet, Herr über seine Begierden zu seyn, und deßhalb achtete und liebte ihn jedermann, der ihn kannte.

* * *

Vater! sagte Sophie, als Herr Quittenbaum auserzählt hatte, Vater! du sollst sehen, daß ich hinführo nicht mehr so lüstern seyn, sondern meine Begierden beherrschen werde. Es ist gar zu schön, wenn man zu sich sagen kann: Ich bin Herr über meine sinnlichen Begierden!

Auch ich will Herr über mich werden; sagte darauf Arnold, und wenn mir der Mund nach Leckerbissen wässert, will ich nur an Heinrich Bedford und an das denken, was der Türke Selim

gesagt hat. Wirklich der Türke war gescheidt, das hätt' ich nie in einem Türken gesucht.

O, es giebt unter den Türken viele vernünftige und wackre Männer! sagte der Vater. Was eure Vorsätze betrifft, lieben Kinder! so muß ich sie sehr billigen. Thut nur, was ihr euch vorgenommen habt; dann wird euch jedermann noch einmal so lieb haben, und ihr werdet selbst mit euch viel zufriedener seyn. Die Lüsternheit ist ein Feind der menschlichen Ruhe und Zufriedenheit; den Feind muß man besiegen, und wohl dem, der ihn besiegt! —

Vater! sagten Arnold und Sophie, wir wollen die gebrannten Mandeln nicht wieder haben, die hier auf dem Tische liegen. Der Vater nahm die Mandeln und legte sie in einen Schrank. Die Kinder übten sich fleißig in der Enthaltsamkeit: sie fasteten zuweilen, und liessen oft eine Pastete oder einen wohlschmeckenden Kuchen stehen, der sie anlächelte. In einiger Zeit waren Quittenbaums Doris, Arnold und Sophie die enthaltsamsten Kinder im ganzen Städtchen.

Lieben Leser, liebt ihr euch:
Werdet diesen Kindern gleich.
Nur wer sich beherrschen kann,
Sagt mit Recht: Ich bin ein Mann!
Bist ein schwaches Männelein,
Kannst du nicht enthaltsam seyn!

Der witzige Flatterer.

Der kleine Windmühl
Ist lüstig wie ein Windspiel!
Er flattert, wie ein Schmetterling,
Von einem Ding zum andern Ding.
Man nennt ihn auch den Hasenfuß.
Er macht dem Vater viel Verdruß.
Beständig macht er argen Witz,
Ich wette, könnt' sein weißer Spitz
Nur sprechen, dieser weiße Spitz,
Er machte, sicher! bessern Witz!
Ihr Herren aus dem Kinderreich!
Seyd diesem Flatterer nicht gleich!

Die Sparbüchse.

Wilhelm und Ernst hatten eine Büchse von Blech. Diese Büchse konnte niemand aufmachen, als Herr Morgenstern, Wilhelms und Ernsts Vater. Denn an der Büchse hieng ein Schloß, und den Schlüssel zu diesem Schlosse hatte der Vater.

Die Büchse hatte oben ein länglichtes Loch, durch welches Wilhelm und Ernst zuweilen ein Stück Geld hereinfallen ließen. Man pflegt solche Büchsen Sparbüchsen zu nennen. Ihr wißt doch warum? —

Wilhelms und Ernsts Mutter machte verschiedene Weine, unter andern auch Quittenwein. Dazu brauchte sie Pflaumkerne. Sie trug ihren zwey kleinen Söhnen auf, alle Pflaumkerne zu sammeln, sie aufzuklopfen, und ihr die kleinen bittern Kerne zu bringen. Wer ihr ein Nößel solcher Kerne brachte, dem gab sie zuweilen einen oder gar zwey Kreutzer. Wilhelm und Ernst thaten dieses Geld dann in die Sparbüchse.

Herr Morgenstern war ein Eisenhändler. Auch Nadeln verkaufte er. Oft bekam er große Packete voll Nadeln. Wenn sie aufgemacht wurden, giengen sehr viele verloren. Wilhelm und Ernst durften sie zusammenlesen, und wann sie deren eine größere Menge beysammen hatten: so verkauften sie sie, und das Geld, das sie dafür bekamen, thaten sie in die Büchse. Dann und wann schenkte ihnen der Vater oder die Mutter ein paar Groschen, und die mußten auch hinein.

Nach und nach sammelte sich in der Sparbüchse ein hübsches Sümmchen, und es wäre noch größer geworden, wenn nicht zuweilen der Vater die Büchse geöffnet, und immer einiges Geld herausgenommen hätte. Das gieng so zu.

Wenn Ernst oder Wilhelm aus Unvorsichtigkeit ein Glas oder einen Teller zerbrach, so hieß es: wer

Schaden thut, der muß den Schaden ersetzen, wer das Glas oder den Teller zerbrochen hat, der muß ein neues Glas und einen neuen Teller herbeyschaffen. Und da man Gläser und Teller nirgends umsonst giebt, so mußte die Sparbüchse aufgemacht und die Kasse angegriffen werden.

Doch auch auf andere Art wurde das Sümmchen Geld in der Büchse kleiner gemacht. Wilhelm und Ernst hatten ein gutes Herz, und wann ein armer Mann in das Haus kam, und um ein Allmosen bat, so gaben sie ihm immer was aus ihrer Kasse. Deswegen wurden sie auch von vielen Armen geliebt.

Eines Jahres war ein harter Winter; es fiel ungeheuer viel Schnee; und der Schnee blieb lange liegen. Auf einmal schien die Sonne wärmer, das Eis zerbrach, fieng an zu gehen und thürmte sich in gewaltigen Klumpen sehr hoch. Der Schnee zerschmolz, das Wasser strömte von den Bergen wie Flüsse herab, und viele Gegenden wurden ganz überschwemmt. Das große Wasser that ungemein viel Schaden.

Besonders aber litt das Dorf Traubenhayn einen gar großen Schaden. Die schönsten Gärten wurden ganz verwüstet, die fruchtbarsten Obstbäume mit der Wurzel fortgerissen, und viele Häuser wurden mit Wasser ganz umgeben, so daß niemand hinein und niemand heraus konnte. Vier kleine Häuser wurden vom Wasser ganz zerrissen, und schwammen fort; die Menschen, die darinne waren, wur-

den mit großer Mühe gerettet. Blos ein kleines Mädchen schwamm mit der Wiege davon, und das arme Kind ertrank. Die Saatfelder wurden ganz mit Schlamm überschwemmt.

Als das Wasser vorüber war, da sah man erst das Elend recht. Sehr viele Häuser waren ganz zerrüttet. Die Einwohner von Traubenhayn standen nun da, klagten über ihr Unglück, und rangen die Hände.

Gute Menschen in der umliegenden Gegend nahmen sich der unglücklichen Traubenhayner an, und halfen ihnen so gut sie konnten. In dem Orte, wo Herr Morgenstern wohnte, gieng ein Mann von Haus zu Haus herum, und sammelte einiges Geld für die Einwohner von Traubenhayn. Herr Morgenstern gab zwey Dukaten und zehn Metzen Korn.

Eine große Freude hatte Herr Morgenstern, als seine zwey kleinen Söhne zu ihm kamen, und ihn baten: er möchte doch die Sparbüchse öffnen, und den armen Traubenhaynern auch etwas von ihrem Gelde geben.

Das freut mich, meine lieben Kinder, sagte Herr Morgenstern, daß ihr die Unglücklichen auch unterstützen wollt. Sie verdienen es. Aber wie viel wollt ihr ihnen denn schenken?

Einen Thaler, sagte Wilhelm.

Herr Morgenstern öffnete die Sparbüchse, nahm einen Thaler heraus, und legte ihn zu den zwey Dukaten. O lieben Kinder, sagte er, wie

mancher wird sich mit diesem Gelde eine frohe Stunde machen, wie manchem wird dadurch einigermassen aus seiner Noth geholfen werden!

Wilhelm und Ernst freuten sich, daß sie zur Milderung des Elendes in Traubenhayn, auch etwas beytragen konnten, und ihr Herz sagte ihnen: daß man das Geld in der Sparbüchse nicht besser anwenden könne, als wenn man damit Nothleidende unterstützt.

Das Reitpferd.

Fortsetzung.

Das Sümmchen in der Sparbüchse wurde immer größer. Vater! sagte einmal Ernst, weißt du was? Kaufe uns doch etwas für das Geld, das wir in der Büchse haben.

O ja! lieber Vater, sprach auch Wilhelm, kaufe uns etwas, was uns Spaß macht!

Da lächelte Herr Morgenstern, und sagte: ich will auch was kaufen, aber was denn?

Das überlassen wir ganz dir, riefen Wilhelm und Ernst. Du weißt am besten, was uns nützlich ist, und was uns den größten Spaß macht? —

Nun, nun, wir wollen schon sehen, sagte der Vater.

Es vergieng eine Woche, ein Monat, und der Vater hatte noch nichts gekauft.

Vater! sagte Ernst, hast du etwa vergessen, was du uns versprochen?

Nein, nein, ich habe es nicht vergessen, erwiederte Herr Morgenstern. Aber habt nur Geduld. Es kann nicht alles so schnell gehen. Was heut nicht geschieht, kann morgen geschehen.

Darüber beruhigten sich Ernst und Wilhelm.

Es vergieng ein Tag und noch ein Tag, und dann noch einer, da kam ein Mann auf Herrn Morgensterns Stube. Herr Morgenstern winkte ihm, er sollte schweigen. Dann trat er näher zu ihm, und sie sprachen etwas ganz heimlich. Dann rief Herr Morgenstern seine Frau herbey, und schickte sie mit dem Manne hinaus.

Wilhelm wollte auch heraus, allein der Vater ergriff ihn bey der Hand, und sagte: du bleibst jetzt hier! —

Da guckte Wilhelm dem Vater in die Augen und lächelte. Ernst, sagte er leise zu seinem Bruder, gib Acht, das hat was zu bedeuten. Der Vater macht gewiß einen Spaß.

Bald schlugs zwölf. Da setzten sich alle zu Tische und aßen Suppe, Gemüse und Fleisch und tranken — Wasser. Wilhelm und Ernst lächelten den Vater während des Essens immer an, und dieser machte ihnen auch ein gar freundliches Gesicht.

Nach Tische gieng der Vater mit seiner Frau und den Kindern in den Garten. Er setzte sich auf eine Rasenbank, worüber Bäume ihre Aeste hiengen, und einen kühlenden Schatten verursachten. Wil-

helm und Ernst standen um den Vater, und machten ein Gesicht, als wollten sie sagen: Vater! nur 'raus mit dem Spaß, den du uns machen willst! —

Kinder! sagte der lächelnde Vater, ich habe nun etwas für euch gekauft.

Wilhelm und Ernst klatschten in die Hände, und riefen: schön! schön! du bist doch ein gutes Väterchen! —

Aber ihr müßt nun rathen, sagte Herr Morgenstern, was ich euch wohl gekauft habe? Jeder kann dreymal rathen. Wilhelm fange du an.

Wilhelm (reibt sich die Stirne). Gewiß, gewiß hast du uns eine Fuchsfalle gekauft! —

Herr Morgenstern. Weit gefehlt, Wilhelm.

Ernst. Aha! nun weiß ichs. Du hast uns Kaninchen gekauft. — Nicht wahr?

Herr Morgenstern. Verfehlt.

Wilhelm. Du hast jedem ein paar Monatstauben gekauft, mit einem Federbüschchen auf dem Kopfe.

Herr Morgenstern. Noch nicht errathen.

Ernst. Aha! Vater! nicht wahr, es giebt neue Bücher?

Herr Morgenstern. Bücher hab' ich für jetzt nicht gekauft. Nun, Wilhelm, zum letztenmal.

Wilhelm (denkt lange nach). Hast du uns einen — einen — Windhund gekauft?

Herr Morgenstern. Wie kommst du nur auf den Windhund? Nun, Ernst!

Ernst.

Ernst. Ach! ich errath's nicht. — Hast du uns ein paar Lämmer gekauft? ach! das wäre allerliebst! —

Herr Morgenstern. Keiner hat es errathen. Kommt mit mir, Kinder! —

Herr Morgenstern gieng nun mit Wilhelm und Ernst aus dem Garten. Er kam an einen Stall und blieb stehen. Langsam öffnete er die Thür, und sagte: guckt hinein.

Da steckten Ernst und Wilhelm die Köpfe in den Stall, und riefen entzückt: das ist prächtig! das ist prächtig! — Sie wußten sich vor Freude kaum zu fassen; denn sie erblickten — einen starken muntern Ziegenbock.

Nun, sagte der Vater, seyd ihr mit dem Gekauften zufrieden?

O ja! lieber Vater, gar sehr! riefen die Kinder. Sie traten in den Stall herein, und beguckten von allen Seiten das lustige Thier, das an einem dünnen Strick angebunden war, und vor sich Gras und Wasser hatte.

Ernst sprang sogleich zur Mutter hin, und rief: Mutter! weißt du schon, daß uns Vater einen Ziegenbock gekauft hat? o komm' und sieh', er steht im Stall. Frau Morgenstern mußte mit Ernst in den Stall, und das gehörnte Thier besehen. Nachmittag rief Wilhelm alle seine Kameraden zusammen, und zeigte ihnen den Bock.

Vor allem andern müßt ihr dafür sorgen, sagte Herr Morgenstern, daß ihr Futter für den Bock

erhaltet. Jetzt im Sommer könnt ihr das Gras im Walde holen; im Herbst bindet ihr das Thier auf einer Wiese an, und da hat es genug zu fressen. Aber was werdet ihr im Winter machen?

Wilhelm und Ernst sahen den Vater an, und blieben stumm.

Wißt ihr was? sagte Herr Morgenstern, ihr gebt mir den Mist von eurem Bocke, und ich gebe euch Heu dafür im Winter.

Damit waren die frohen Knaben gar sehr zufrieden.

Nun berathschlagte man sich, was man dem Ziegenbocke für einen Namen geben wolle. Man nannte ihn Pollux.

Pollux hatte bey seinen zwey Herren gute Tage. Er bekam viel Gras, Heu und Brod zu fressen, und viel Salz zu lecken, welches ihm vorzüglich wohlbehagte.

Wilhelm und Ernst ließen für Polluxen einen Zaum und einen Sattel machen, und machten ihn zu ihrem — Reitpferd.

Als das Geschirre fertig war, versammelten sich Ernsts und Wilhelms Kameraden in Herrn Morgensterns Hause, man sattelte das Reitpferd, und entschied durch das Loos, wer es zuerst besteigen sollte. Das Loos traf den kleinen Ernst.

Ernst bestieg den raschen Pollux. Dieser schüttelte mit dem Kopfe; aber er gieng ganz scharmant. Alle, die dabey waren, hatten ihre große Freude darüber. Als Ernst schon ein gutes Stück

geritten war, kam er an einen kleinen Hügel, auf welchem verschiedene Gebüsche standen. Kaum hatte dies Pollux bemerkt, so galloppierte er den Hügel hinan, Ernst verlor das Gleichgewicht, und, bautz! da lag er auf der Erde. Seine Kameraden lachten, was sie konnten.

Ernst raffte sich schnell von der Erde auf, aber Pollux lief davon. Doch blieb er bald an einem Strauche stehen, und ließ sich die Blätter davon wohl schmecken. Ernst näherte sich ihm mit einem Stückchen Brod, und rief freundlich: Polluxchen! Polluxchen!

Pollux kam herbey und nahm das Brod. Ernst faßte ihn rasch bey den Hörnern, führte ihn hinunter, und nun bestieg ihn Wilhelm, den er nicht herunter warf.

Wilhelm und Ernst ließen sich auch einen kleinen Wagen machen, auf welchen sie Heu, Obst und noch allerhand luden; sie spannten dann Pollux an den beladenen Wagen an, und er zog ihn gar scharmant. Nur wann er einen Strauch erblickte, blieb er still stehen, und fraß die Blätter davon. Im Winter zog er den Schlitten, worauf entweder Ernst oder Wilhelm saß.

Pollux machte seinen zwey jungen Herren unendlich viel Spaß. Er wurde aber älter, und Wilhelm und Ernst wurden es auch. Es schickte sich nicht mehr für sie, auf dem Bocke herum zu reiten, und Schlitten mit ihm zu fahren. Man verkaufte ihn daher, und bekam noch einmal so viel,

als er gekostet hatte. Aber noch in spätern Jahren erinnerten sich Ernst und Wilhelm an so manchen Spaß, den ihnen in ihrem frühen Alter der rasche Pollux gemacht hatte.

Karl und Peter, die kleinen Papparbeiter.

Allerliebst! rief Karl; da kommen ja meine Sachen! das ist schön!

Welche Sachen? fragte Adolph, sein Bruder.

I! meine Pappinstrumente; antwortete Karl. Peter, nun bekommst du die deinigen auch.

Peter freute sich darüber.

Herr Bernard war im Papparbeiten sehr geschickt; er machte Federbüchsen, Zuckerdosen, Schreibzeuge, Leuchter, Nähzeuge, Raupenbehälter, und andre artige Sachen aus Pappe, und diese Sachen sahen gar nett aus; denn sie waren mit schönem bunten Papiere überzogen, und glänzten schön, weil sie lakirt waren.

Die Sachen, die Herr Bernard aus Pappe verfertigte, gefielen Karln und Petern und ihren Kameraden gar sehr. Wenn ich nur auch so was machen könnte! sagte Karl.

Du kannst es machen, Karl! versetzte Herr Bernard.

Ja! das geht nicht so schnell! erwiederte Karl.

Kein Gelehrter fällt vom Himmel, sprach Herr Bernard. Man muß sich bey jeder Sache Mühe geben, dann gehts immer besser. Wenn du im Papparbeiten Anweisung bekämst, und dich darinne fleissig übtest, so könntest du bald ein geschickter Papparbeiter werden.

Und ich? fragte Peter, der gern auch von sich sprechen hörte.

Auch du kannst ein geschickter Papparbeiter werden, antwortete Herr Bernard. Es fehlt dir nicht an guten Anlagen, nur an ausdauernder Gedult und Lust. Du bist zu flatterhaft, ein kleiner Saus und Braus, der es an einer Sache bald satt kriegt.

O Herr Bernard! rief lachend der lustige Peter, thun Sie mir nicht zu weh! —

Du Flachskopf, sagte Herr Bernard freundlich, und zog Petern beym Ohr.

Au weh! au weh! rief Peter. Ich will keine lange Ohren haben. Ein gewisses Thier mit einem Pferdegebiß hat lange Ohren; so einem Langohre aber will ich nicht ähnlich seyn.

Nun, Karl! sprach Herr Bernard, wenn du Lust hast, ein Papparbeiter zu werden; so will ich dir gern vier Stunden in der Woche Anleitung in der Pappkunst geben.

O ich habe große Lust! versetzte Karl.

Herr Bernard, rief Peter, Petrus hat auch Lust!

Nun so mögen Karl und Petrus des Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags Abends auf

meine Stube kommen und in Pappe arbeiten. Die Instrumente, die ihr nöthig habt, will ich schon bestellen: eure Eltern werden sie gerne bezahlen, denn sie sind nicht theuer und ihr lernt was.

Darüber freuten sich Karl und Peter, und als sie nach Hause kamen, sagten sie zu ihrem Lehrer, Jakob Stille: Herr Stille! wir bekommen Pappstunde! Herr Bernard gibt uns Pappstunde!

Ich werde ein Pappfabrikant! rief Peter, der Flachskopf, und trillerte das Liedchen:

Mehr als die Rappen
Lieb' ich das Pappen.
Zum Rappen bin ich noch zu klein;
Will lieber ein Papparbeiter seyn,
Will manche schöne Sachen,
Aus dünner Pappe machen;
Und bring ich euch mit meiner Hand,
Ein niedlich Döselein zu Stand;
Dann will ich huppen und lachen.
Her, Bruder Karl! nur her die Hand,
Auch du bist bald ein Fabrikant! —
Hupp! hupp! klapp! klapp!
Papp'! Peter! papp'!

In einiger Zeit langten endlich, wie oben erzählt worden ist, Karls und Peters Pappinstrumente an. Es befand sich unter denselben ein ziemlich grosses viereckiges Brett, auf dem die Pappe geschnitten werden sollte. So ein Brett heißt ein Schneidebrett. Auf dem Schneidebrett lag ein eisernes

Lineal, ein paar Schnitzer, ein Schneidezirkel von Eisen, mit welchem die Böden der Dosen und anderer Pappsachen ausgeschnitten werden; einige hölzerne Walzen, ein kleines kegelförmiges Polierholz, ein Winkelhaken und noch andere Instrumente.

Karl und Peter legten ihre Instrumente in Ordnung, und jeder erhielt in der Kammer einen Platz für die seinigen. Nun wurden auch dicke, dünne und mittlere Pappen gekauft. Man suchte sich diejenigen aus, die hübsch weiß und glatt waren, denn das sind die besten. Karl und Peter ließen sich hierauf aus der nächsten Stadt verschiedenes buntes Papier bringen, womit sie ihre Pappsachen überziehen wollten; und als sie alles beysammen hatten, giengen sie in Herrn Bernards Werkstatt und fiengen an zu arbeiten. Herr Bernard sagte ihnen zuerst, wie man den Kleister und den Leim koche; dann zeigte er ihnen, wie man das Lineal, den Winkelhaken und den Schnitzer halten, und die Pappe schneiden müsse.

Aber vor allem andern, sprach Herr Bernard, muß ich es zum Gesetze machen, daß mir jeder seine Sachen in Ordnung hält, und alles mitbringt, was zum Papparbeiten nöthig ist. Wer unordentlich ist, bekommt an diesem Täfelchen hier einen Strich angeschrieben, und wer drey Striche hat, der bekommt den Laufzettel, und dann ists für ihn mit dem Papparbeiten aus.

Eine Woche, zwei Wochen giengs gut. Karl und Peter machten Fortschritte. Wie freuten sie sich,

als sie die erste Federbüchse fertig gemacht hatten. Ein jeder freut sich, wenn er was zu Stande bringt. Karl machte nun ein Nähzeug, und Peter eine doppelte Dose, und als sie damit fertig waren, hüpften sie vor Freude und sahen mit Wohlgefallen das Nähzeug und die Doppeldose an.

Aber nach zwei Wochen hatte Peter an dem Papparbeiten keine so große Freude mehr, denn wie gesagt, Peter war flatterhaft und veränderlich, und bekam eine Sache bald satt. Indeß pappte er noch immer fort. Aber einmal ließ er seine Instrumente draussen stehen, und es giengen ihm ein Paar davon verloren. Herr Bernard drehte den Kopf darüber und sagte: hier gehts nicht gut; Petrus, Petrus, werde bei Zeiten ordentlicher, sonst kommst du in die Unordnung hinein, und denn ists schwer wieder herauszukommen! —

Peter versprach ordentlicher zu werden. Herr Bernard nahm das Täfelchen von der Wand und schrieb Petern einen Strich an.

Nach einiger Zeit vergaß Peter, sich zur rechten Zeit Kleister zu kochen. Er kam ohne Kleister in die Pappstunde; da machte ihm Herr Bernard den zweyten Strich.

Kaum waren zwey Wochen verflossen, so bekam Peter den dritten Strich, und nun sagte Herr Bernard: Peter! du bist ein unordentlicher Mensch, mit dir will ich nichts zu thun haben; ich lasse dich nicht mehr in meine Pappstunde.

Da hieng Peter den Kopf und versprach, in Zukunft ordentlicher zu seyn. Aber das half nichts. Herr Bernard war ein strenger Mann und hielt ausserordentlich viel auf Ordnung. Peter durfte den andern Tag nicht mehr in die Pappstunde kommen.

Peters Lehrer war mit dem, was vorgefallen war, gar nicht zufrieden. Er sagte: So geht es, Peter! wenn man unordentlich ist: ich freute mich schon so sehr, daß aus dir ein geschickter Papparbeiter werden würde, und nun —

Peter schlug die Augen nieder.

Herr Stille sprach noch diesen Tag mit Herrn Bernard und bat ihn, er möchte es Petern diesmal noch verzeihen und ihn wieder zu Gnaden annehmen. Das that Herr Bernard.

Von dieser Zeit an war Peter etwas ordentlicher. Er verfertigte verschiedene Pappsachen, und lernte auch das Lackiren. Eine Doppeldose, die er lackirt hatte, und die ihm gut gelungen war, schenkte er Herrn Stille, worüber sich dieser nicht wenig freute.

Karl verlor die Lust zum Papparbeiten nicht; er hatte dazu viel Anlage und fabricirte manches artige Sächelchen. Herr Bernard war mit seinen Arbeiten wohl zufrieden, und um ihm seine Zufriedenheit zu beweisen, lehrte er ihn auch das Vergolden. Das ist keine leichte Arbeit; aber Karl machte doch bald darin ziemliche Fortschritte. O wie freute er sich über jede wohlgelungene Arbeit! —

Karl hatte unter andern ein Nähzeug, ein Salzfaß, einen Leuchter und ein Pennal oder eine Federbüchse verfertigt und lackirt. Alle vier Pappsachen vergoldete er auch. Als er mit dem Vergolden fertig war, schenkte er den schwarzen Leuchter dem Herrn Stille, das Nähzeug schickte er nach Frankfurt am Mayn, und das Pennal durch Herrn Cleon, Herrn Stillers Freund nach Göttingen. Aber mit dem Salzfäßchen machte er einen Spaß.

An dem Orte, wo Karl lebte, befand sich auch ein guter Freund von ihm, der gleichfalls Karl hieß und aus Ost-Friesland gebürtig war. Die zwey Karls waren sich einander recht gut. Einmal begieng Karl, der größere, dessen Vaterland Ost-Friesland war, seinen Geburtstag. Karl, der Papparbeiter, wollte ihm an diesem Tage eine Freude machen. Er sann hin und her, wie er dieses wohl am besten anstellen könnte. Endlich fiel er auf den Gedanken, seinem Freunde das lackirte und vergoldete Salzfäßchen zu schenken. Er nahm ein Stück weisses Papier, und packte das Präsent ein; siegelte das Paketchen zu und bat Herrn Stille, er möchte ihm doch den Gefallen erweisen, und die Addresse schreiben; damit Karl, der Ost-Friesländer, nicht die Schrift erkenne. Herr Stille nahm die Feder und schrieb:

Lütetsburg in Ost-Friesland.

Herrn

Herrn Karl N. N.

in

Wallheim.

frey bis Gotha.

Karl nahm das Paketchen und trug es in das Haus, wo sein Freund, Karl, der größere, wohnte. Er war gerade nicht zu Hause. Als er nach Hause kam, wurde ihm das Paketchen übergeben. Das ist schön! rief er voll Freuden; das ist etwas aus dem Vaterlande! Aber wie stutzte er, als er das Salzfäßchen erblickte. Was hat das zu bedeuten? sagte er; woher kommt das niedliche Ding?

Karl dachte lange nach, woher wohl das unverhoffte Präsent gekommen seyn möchte? Endlich kam ihm Karl, der Papparbeiter, in den Sinn. Ha! ha! sagte er, gewiß hat der mir diesen Spaß gemacht! Er hats erfahren, daß heut mein Geburtstag sey, und da wollt' der gute Junge mir eine Freude machen. Er gewann von dieser Zeit an seinen Freund noch lieber.

Das war doch gut, daß Karl in Pappe arbeiten und die Salzdose verfertigen konnte. Er war nun im Stande, einem guten Freunde ein Vergnügen zu machen.

Unter Karls Kameraden gab es manchen, der sich über ihn lustig machte, weil er pappte und mit Kleister viel zu schaffen hatte. Bald kam Abraham, der ein großer Schläfer und Esser war, bald Schorsch, den man im Scherze den kleinen Pfarrer nannte, bald dieser und jener zu Karln gesprungen, und nannte ihn Pappknist. Aber dadurch ließ sich Karl nicht irre machen, besonders da er wohl einsah, daß seine Kameraden es nicht übel meynten, sondern bloßen Spaß trieben. Und wenn es auch ihr Ernst gewesen wäre, so hätte sich doch Karl leicht über dergleichen Neckereyen wegsetzen können; denn er beschäftigte sich ja mit etwas Nützlichem.

Karl, der kleine Papparbeiter, lebt noch. Er ist munter und gesund, und wenn mich einmal einer von euch, ihr kleinen Leser besucht, so kann ich ihm etwas von Karls Papparbeiten zeigen. —

Der Wind.

Herr Blau hatte zwey kleine Söhne, die ihm viel Freude machten. Der eine hieß Herrmann und war acht Jahre alt; der andere war um zwey Jahre jünger und hieß Gust.

Herr Blau hatte seine Kinder recht lieb; er wünschte, daß aus ihnen wackre Menschen werden möchten, und that alles, um sie zu solchen Menschen zu machen. Das war auch die Ursache,

warum er mit ihnen alle Tage ein paar Stunden unter freyem Himmel herumlief. Er wollte dadurch ihren Körper an jede Witterung gewöhnen, und gegen Hitze und Kälte abhärten. Ein gesunder, starker und abgehärteter Körper ist eine gar herrliche Sache; wenn man ihn hat, ist man zum Guten noch einmal so aufgelegt.

Einmal wehte in der Gegend, wo Herr Blau wohnte, ein gar heftiger Wind. Das hinderte ihn aber nicht, mit Herrmann und Gusten die Stube zu verlassen, und sich auf dem freyen Felde herumzutummeln.

Den ersten Tag giengs gut. Die zwey kleinen Männer drückten ihre Hüte fest auf den Kopf und sprangen auf die Wiese, die nicht weit von ihres Vaters Hause lag. Der Wind pfiff und sauste, aber daraus machten sie sich nichts. Herr Wind! riefen sie, bist nicht so stark wie wir! kannst uns nicht umwerfen, hoppsasa!

Von der Wiese giengen Herrmann und Gust auf den nächsten Berg. Der Wind kam ihnen entgegen, und da der Berg sehr steil war, so glitschten sie oft hinab; Gust rutschte sogar von dem Berge ganz hinunter. Er kletterte aber gleich wieder hinauf, und kam endlich auf den Gipfel, wo Herrmann mit seinem Vater stand, und dem kleinen Kletterer Gust entgegen lachte.

Aber das Lachen kam nun an Gusten. Der starke Wind ergriff Herrmanns Hut und schleuderte ihn vom Berge hinab.

O mein Hut! mein Hut! rief Herrmann, und lief ihm nach. Er mußte bis auf die Wiese laufen; da bekam er den Hut mit schwerer Mühe wieder. Oft wollte er ihn schon ergreifen; aber da führte ihn wieder der Wind mit sich fort. Herr Wind! Herr Wind! vexier mich nicht! rief Herrmann, und als er den Hut endlich erhascht hatte, machte er einen Luftsprung, oder wie Gust es hieß, einen Hoppsasa!

Den andern Tag pfiff der Wind noch stärker, und den dritten Tag noch einmal so stark. Auch am vierten Tage pfiff er noch. Da wurden Herrmann und Gust des Windes überdrüßig; denn sie konnten in demselben kein rechtes Spiel anfangen.

Vater! sagte Herrmann, weißt du denn kein Mittel, dem Wind Stillstand aufzulegen?

Herr Blau lächelte. Sey froh, sagte er, daß der Wind geht.

I warum nicht gar? sagte Herrmann. Der Herr Wind treibt es zu bunt, und ich soll darüber noch froh seyn! —

Ja, ja, mein Kind, sagte Herr Blau, sey froh, daß der Wind es so bunt treibt. Das hat seinen großen Nutzen. —

Du spassest, Vater, erwiederte hierauf Herrmann.

Ich spasse nicht, antwortete Herr Blau. Hör' mich erst an, und sage dann, ob ich nicht recht habe. Die Erde, auf der wir wohnen, die Berge, die wir vor uns sehen, die Seen und Teiche, die

von lauter Fischen wimmeln, die Sümpfe, die von Musikanten bewohnt werden, die uns fast jeden Tag eine Abend- und Nachtmusik machen, die Bäume, die im Walde stehen, kurz, alles, alles, was wir auf der Erde sehen, dünstet aus. Diese Ausdünstungen machen die Luft unrein, und wenn man unreine Luft einathmet: so wird man krank und stirbt wohl gar. Da kommt aber der Wind und bläst aus vollen Backen und treibt die bösen, unreinen Dünste aus einander, die Luft wird rein, und reine Luft ist sehr gesund.

Nun, das ist brav von dem Herrn Wind, sagte der muntre Gust.

Hätten wir keinen Wind, fuhr Herr Blau fort: so würde das Wasser und die Luft stinkend, und es entstände die Pest.

Was? die Pest? was ist das, Vater? fragte Herrmann. Ich habe von einer Stadt gehört, die heißt Pest; sie liegt in Ungarn fest an der Donau.

Nein! diese Stadt meyn' ich nicht, versetzte Herr Blau. Die Pest ist eine böse, ansteckende Krankheit. Wenn diese böse Krankheit in einem Lande, oder in einer Stadt ausbricht, so verbreitet sie sich, wie ein Lauffeuer und es sterben viele hundert, zuweilen viele tausend Menschen dran.

Gust. Ach! die böse Krankheit!

Herr Blau. Die Pest bringt Jammer und Elend. Wenn sie in einer Stadt ausbricht, so darf Niemand weder in die Stadt hinein, noch aus der Stadt heraus. Hat die Stadt Thore, so werden

die Thore geschlossen. Oft werden selbst die einzelnen Häuser vernagelt, das heißt, die Thüren zu diesen Häusern werden mit eisernen Klammern verschlossen, so daß Niemand heraus, und Niemand hinein kann.

Herrmann. Aber da müssen ja die Kranken umkommen.

Herr Blau. Ja wohl! ja wohl! Die armen Kranken sind zu bedauern. Aber es geht nicht anders an. Käme jemand zu ihnen, so würde er angesteckt, er würde andere auch anstecken, und so kämen sehr Viele ums Leben. Ach! lieben Kinder! das ist ein trauriger Zustand, wenn irgendwo die Pest ausgebrochen ist. Die Kinder können ihren Eltern, und die Eltern ihren Kindern nicht helfen. Mancher brave Mensch muß ohne Hülfe umkommen. Oft bleiben in einer Stadt, wo diese böse Krankheit haust, sehr wenige Menschen am Leben.

Herrmann. Huhu! ach! wenn nur die Pest nicht auch zu uns kommt.

Herr Blau. Das ist jetzt nicht mehr zu befürchten. Man giebt nun besser auf diese Krankheit Acht, und läßt sie nicht leicht nach Deutschland oder in ein anderes Land, wo die Einwohner verständig sind. Aber in der Türkey haust sie noch immer sehr stark.

Herrmann. Warum denn gerade in der Türkey?

Herr Blau. Weil man dort sehr unrein ist, und eine unreine Luft einathmet, und dann, weil

man keine rechten Anstalten trifft, die Pest aufzuhalten, wenn sie ausbricht. Wir hätten die Pest sicher auch öfters auf dem Halse, wenn wir unrein wären, oder wenn der Wind nicht zuweilen die Luft reinigte. Sieh', Herrmann, wie nützlich der Wind ist! Kannst du dich noch über ihn beschweren?

Herrmann. Nein! lieber Vater, ich seh' es nun ein, daß der Wind sehr nützlich ist. Nun mag er wehen, so lang er will, ich werde mich nicht über ihn aufhalten.

Gust. Ich auch nicht. Nur soll er uns unsre Hüte auf dem Kopfe lassen.

Herrmann. Ey! was Hüte! lieber einen Hut verloren, als das Leben. Das ist mir lieber, als tausend Dutzend der feinsten Hüte.

Herr Blau. Aber, Kinder! es hat fünf geschlagen. Macht euch marschfertig! Wir wollen den Ziegenberg besteigen, und dem Winde Trotz bieten.

Gust und Herrmann. Schön! schön! nun hab' ich den Wind noch einmal so lieb. Er mag sumsen, sausen, brummen, surren und heulen, wie er will, so werd' ich mich doch nicht über ihn aufhalten. Nun, Väterchen! wir sind fertig.

Herr Blau. Ich bin es auch. Laßt uns gehen. (Sie gehen ab.)

Der Luftsegler.

Der Wind wehte noch mehrere Tage. Aber Gust und Herrmann waren nicht mehr böse auf ihn, weil sie einsahen, daß er sehr nützlich sey.

Eines Tages sagte Herr Blau zu seinen Kindern: Lieben Kinder! ich wüßte wohl, wozu ihr diesen Wind benutzen und wie ihr euch in demselben recht lustig machen könntet.

Und wie? fragte der dicke, muntre Gust.

Das will ich euch zeigen, antwortete der Vater. Er öffnete ein Schränkchen, und langte einen kleinen Topf mit Kleister heraus.

Gust und Herrmann machten große Augen.

Was willst du mit dem Kleister machen, lieber Vater? fragte Gust.

Das sollst du gleich sehen, mein Sohn! antwortete Herr Blau. Herrmann, du hast ja immer deine Lade voll Papier. Bringe mir doch einige beschriebene Bogen herbey. Und du, Gust, springe zur Mutter und laß dir einige Stücke Bindfaden geben.

Bald war Herrmann mit einem Pack Papier und Gust mit einem Bund Bindfaden wieder da.

Herr Blau nahm einige Ruthen und zugeschnitzte Hölzchen und machte ein Gerippe zu einem Drachen. Dieses Gerippe überzog er mit Papier. Aber es war jetzt noch nicht alles fertig. Dem Drachen fehlten noch Flügel und ein langer Schwanz. Gust und Herrmann machten sowohl den Schwanz als die Flügel von Papier und banden beydes an den Drachen.

Als der Drache fertig war, sprangen Herrmann und Gust um ihn herum, und sangen:

Lieber Drache, wirst bald fliegen,
Wirst bald Luft zu schnappen kriegen,
Machst wohl manchen Hoppsasa,
Lieber Drache! ha ha ha! —

Nun, lieber Vater, sagte Herrmann, laß uns jetzt auf die Wiese gehen und das Wunderthier steigen lassen; das soll eine Lust geben! —

Nicht so schnell, sagte Herr Blau. Wir brauchen noch einen langen, langen Bindfaden, an dem der Drache befestiget werden muß!

O den will ich gleich herbeyschaffen, versetzte Herrmann. Mutter hat Bindfaden im Ueberfluß.

Herrmann hüpfte fort, kam aber bald wieder, versehen mit einem Knaul Bindfaden.

Nun wurde der Drache angebunden, und man trug ihn frohlockend auf die Wiese. Hier gab der Vater Herrmannen den langen Bindfaden und sagte: du stellst dich hin zu jenem Baum, und spitzest deine Ohren. Ich zähle eins, zwey, drey; und nun

wenn ich drey rufe, so fängst du an zu laufen, und läßt immer etwas mehr Bindfaden vom Knauële herabrollen.

Herrmann gieng zum Baum. Gust hüpfte vor Freude, und sah immer seinen Vater und den Drachen an.

Herr Blau zählte: Eins, zwey, drey! da ließ er den Drachen aus seiner Hand und schob ihn etwas in die Höhe.

Herrmann, der den Bindfaden hielt, fieng an zu laufen, und der Drache stieg in die Höhe, immer höher und höher. Das gab eine gewaltige Lust. Gust und Herrmann konnten sich an dem Drachen nicht satt sehen. Viele Menschen, die das papierene Ungeheuer in der Luft herumflattern sahen, liefen herbey und hatten auch ihre Lust daran.

Doch diese Lust dauerte nicht lange. Es kamen viele Windstöße. Einer war stärker als der andere, der Bindfaden war etwas schwach und riß entzwey. Da hätte man die Manövers sehen sollen, welche der Drache machte. Bald stieg er höher, bald sank er wieder, und einigemale machte er gar drollige Burzelbäume.

Ach! rief Gust, lieber Drache, komm' herunter! — Aber der Drache flog weiter. Man lief ihm nach. Endlich sank er nieder; allein er fiel in die Mitte eines großen Teiches. Da war er nun für immer verloren.

Gust und Herrmann standen bestürzt am Ufer des Teiches da, und sahen mit schwerem Herzen

nach dem Drachen, der aus einem Luftsegler ein Wassersegler geworden war.

O Schade! Schade! rief Herrmann. Nun ist all' unsre Lust vorbey. —

Sie ist noch nicht vorbey, mein Kind! erwiederte Herr Blau.

Wie verstehst du das, Vater! sagte Herrmann.

Ich versteh' es so, antwortete Herr Blau; Herrmann und Gust gehen jetzt nach Hause, und wenn Herrmann und Gust Zeit haben, so nehmen Sie Kleister, Papier und Holz, und machen sich einen neuen Drachen, oder wohl gar zwey.

Ja! lieber Vater, rief Gust, und machte einen Hoppsasa. Herrmannus, nicht wahr, das ist allerliebst, was der Vater gesagt hat? Nur hurtig nach Hause.

Herrmann sagte: es ist scharmant! und machte auch einen Hoppsasa.

Nun gieng man nach Hause. Herrmann hatte eine kleine Arbeit zu machen, die ihm sein Lehrer aufgegeben hatte. Diese machte er, und als sie fertig war, fieng er an, an einem neuen Drachen zu arbeiten. Der kleine Gust half ihm dabey. In einer Stunde war der neue Luftsegler fix und fertig.

Gust, sprach hierauf Herrmann, nicht wahr, du hättest gern auch einen Drachen?

Ach! wenn ich ihn nur hätte! antwortete Gust.

Du sollst ihn haben, versetzte Herrmann. Wir machen noch einen.

Bald war der zweyte Drache auch fertig. Man band beyde an zwey langen Bindfäden an. Gern wäre man noch an dem nemlichen Tage mit den zwey Luftseglern auf die Wiese gesprungen; allein es gieng nicht an, denn es war schon finster.

Beym Abendessen sprachen Gust und Herrmann von nichts anderm als von ihren Drachen und wünschten nichts so sehr, als daß morgen der Wind recht stark wehen möchte. In der Nacht träumten sie, beyde Drachen wären ihnen davon geflogen, und der Wind sey so stark gewesen, daß er mehrere Häuser umgeworfen habe.

Ein Strich durch die Rechnung.

Am andern Tage verließen Gust und Herrmann das Bette, als es noch nicht sechs geschlagen hatte.

Guten Morgen, Gust, sagte Herrmann, heut' lassen wir unsre Drachen steigen! —

Ha ha ha! rief Gust. Herrmännchen, heut' lassen wir unsre Drachen steigen! Juchhei! hoppsasa!

Bst! bst! sey nicht so laut, sagte Herrmann, Vater und Mutter schlafen vielleicht noch; daß du sie nicht aufweckst.

Da ward Gust still und schlich sich auf den Zehen zum Fenster. Er wollte hinausgucken, konnte aber nicht, denn er war zu klein.

Herrmann! rief Gust, komm' doch zum Fenster, und sieh' nach, ob der Wind geht?

Herrmann kam zum Fenster und guckte nach den Bäumen, die nicht weit vom Hause standen. Die Bäume standen ganz unbewegt da, kein Blättchen regte sich. Das war ein sichres Zeichen, daß der Wind nicht gieng.

Ach! rief Herrmann, das ist doch fatal! Heute fliegen unsre Drachen nicht.

Du machst Spaß, versetzte Gust.

Ich mache keinen Spaß, erwiederte Herrmann; das ist fatal.

J! warum sollten unsre Drachen heute nicht fliegen können? sprach Gust.

Weil kein Wind geht, antwortete Herrmann.

Und woher weißt du, daß kein Wind geht? fragte Gust.

Weil die Zweige der Bäume sich nicht bewegen, sagte Herrmann. Nicht ein eintziges Blättchen rührt sich.

Gust stand betrübt da und ärgerte sich, daß der Wind nicht mehr bließ. Aber er mochte sich ärgern wie er wollte, es blieb draussen alles mäuschenstill, und der Wind bließ nicht.

Verdrießlich verließen Gust und Herrmann ihre Schlafkammer und giengen auf Vaters Stube.

Herr Blau war noch im Schlafrocke und rauchte ein Pfeifchen Taback.

Guten Morgen, Vater! sagten Gust und Herr-

mann, traten zum Vater und gaben ihm den Morgenkuß.

Guten Morgen, lieben Kinder! sagte Herr Blau. Ihr seyd mir ja heute gar früh aufgestanden. Aber ihr habt auch wohl nicht recht ausgeschlafen; ihr seht mir so unfreundlich aus; gelt, der Schlaf steckt noch in den Augen? —

Das nicht, antwortete Herrmann. Aber guck nur einmal hinaus, Vater! Es geht nicht ein bischen Wind.

Aha! sagte Herr Blau, nun weiß ich, was den Kindern fehlt? —

Das ist recht fatal, versetzte Herrmann. Gerade wann es die größte Lust geben soll, hört er auf und macht uns einen Strich durch die Rechnung.

Gust. Der böse Wind.

Herr Blau. Der gute Wind —

Gust. Vater, du hast uns zum besten.

Herr Blau. Vor einigen Tagen sind die Kinder gar böse auf den Wind gewesen, weil er bließ; jetzt sind sie auf ihn böse, weil er nicht bläßt. Der arme Wind! —

Herrmann. Er ärgert uns recht.

Herr Blau. Ihr armen Kinder! sterbt nur nicht vor Aerger.

Gust. Ach! Vater, du neckst uns!

Herr Blau. Seyd froh, daß der Wind nicht weht.

Herrmann. Vater! was soll das heißen? Als der Wind wehte, da sagtest du: seyd froh, daß

der Wind weht; denn er zerstreut die unreinen Dünste. Nun aber, da er nicht mehr weht, sagst du: seyd froh, daß der Wind nicht weht.

Ja, ja, seyd froh, daß er nicht mehr weht. Er hat nun schon lange genug geblasen und gereiniget; bliese er länger, so würde er die Luft zu sehr austrocknen, und die Wolken vertreiben. Wir hätten dann keinen milden, fruchtbaren Regen. Das Getraide, der Kohl und andere Gewächse könnten dann nicht recht wachsen. Seht, da steigen schon viele Wolken hinter den Bergen empor, wir werden wohl Regen bekommen; der ist schon sehr nöthig; und wenn wir wirklich Regen haben, so kommt das daher, weil der Wind jetzt hübsch still ist und nicht mehr weht.

Herrmann sah es ein, daß der Vater Recht hatte, und beruhigte sich; aber Gust verstand die Rede des Vaters nicht, oder wollte sie vielleicht nicht verstehen. Er blieb böse auf den Wind.

Herrmann und Gust verließen des Vaters Stube. Herrmann wusch sich das Gesicht und die Hände, spülte den Mund aus und nahm dann ein Buch in die Hand, um etwas auswendig zu lernen. Gust aber sprang zur Mutter und verklagte auch bey ihr den Wind. Allein die Mutter konnte ihm nicht helfen, und an diesem Tage flog kein papierener Drache.

Gust ärgert sich.

Wie wird denn der Drache gemacht? fragte Wilhelm, des Nachbars Sohn und Herrmanns Freund.

Herrmann zeigte seinem Freunde sogleich, wie ein Drache gemacht würde. Da sprang Wilhelm nach Hause, kochte sich Kleister, schnitt sich die nöthigen Hölzchen und das Papier zu rechte, und machte sich einen Drachen. Als er fertig war, freuete er sich gar inniglich darüber, und hüpfte zu Herrmann, um ihm den Luftsegler zu zeigen.

Gust war noch immer auf den Wind böse. Er holte seinen Drachen herbey, und sagte: wozu nützt er mir nun? was soll ich damit machen?

Habe nur Gedult, sagte Herrmann; der Wind bläßt gewiß einmal wieder, und dann kannst du deinen Drachen gar gut brauchen.

Wer weiß, wann der Wind wieder bläßt! sagte Gust verdrießlich.

Das kann bald geschehen, versetzte Herrmann, habe nur Gedult.

Aber Gust hatte keine Gedult. Er wartete zwar bis Nachmittags und guckte immer nach den Bäumen; aber die standen auch des Nachmittags so

still, wie des Morgens. Der Wind wollte schlechterdings nicht blasen.

Darüber wurde der kleine Gust zornig, nahm seinen Drachen und riß ihm den Schwanz und die Flügel ab.

Was machst du Gust? rief ihm Herrmann zu, du bist nicht gescheidt.

Laß du mich nur gehn, erwiederte der aufgebrachte Gust, nahm den Drachen und trug ihn in den Hof. Hier band er ihn an einen Pflock an, und warf mit Steinen darnach. Er war bald durchlöchert.

In der Nacht fiel ein sanfter Regen; auch am andern Tage regnete es noch. Aber des Nachmittags klärte sich der Himmel hell auf, die Wolken flogen davon und die Sonne schien warm. Da sah es in der Natur sehr schön aus. Die Bäume und alle Gewächse standen wie neugeschaffen da und auf den Feldern und Bergen hüpften muntre Heerden vergnügt herum. Aber der Wind gieng nicht.

Vor Abends machte Herr Blau mit seinen zwey Kindern einen Spaziergang, und sah mit ihnen von einem Berge dem Untergange der Sonne zu. Das war ein herrlicher Anblick. Dann kehrte er zurück in sein Haus und erzählte den kleinen Männern ein paar Geschichten, die ihnen sehr wohl gefielen. Halb zehn Uhr legten sie sich zu Bette und schliefen viel ruhiger als in der vorletzten Nacht.

Den Tag darauf guckte Herrmann, als er aus dem Bette geschlüpft war, zum Fenster hinaus auf

die Bäume. Er machte einen Hoppsasa und klatschte in die Hände.

Was ist's? fragte Gust.

Freue dich, Gust, rief Herrmann! die Zweige der Bäume bewegen sich stark, es geht der Wind! es geht der Wind! hurra! sasa! freue dich, Gust!

Aber Gust freute sich nicht. Er hieng den Kopf und sagte verdrießlich: das ist fatal. Es ärgerte ihn sehr, daß er seinen Drachen durchlöchert hatte.

Als Herrmann sich angekleidet, gekämmt, gewaschen und den Mund ausgespült hatte, sprang er zu Nachbars Wilhelm und freute sich mit ihm über den Wind, der ziemlich stark bließ.

Als Herrmann aus den vormittägigen Lehrstunden kam, bat er den Vater, er möchte ihm doch erlauben, mit Wilhelm und Gust auf die Wiese zu gehen, und dort ihre Drachen steigen zu lassen.

Das erlaubte Herr Blau Herrmannen gern. Nun, Gust! sagte er, jetzt geht ja der Wind wieder, kannst deinen Luftsegler steigen lassen.

Da machte Gust ein gar sonderbares Gesicht und sprach kein Wort.

Ach! sagte die Mutter, Gust hat keinen Drachen mehr.

Was? sprach Herr Blau, Gust hätte keinen Drachen mehr?

Er hat ihn zerschmettert, als er auf den Wind zornig geworden war, sagte die Mutter.

Herr Blau zog die Stirne zusammen und sah Gusten mit einem ernsthaften Gesichte an.

Gust sah auf die Erde und war mäuschenstill.

Ach! sagte Herr Blau, Gust ist noch schwach; er ist noch nicht des Zornes Herr; der Zorn ist sein Herr; Herrmann ist schon stärker; will sehen, ob Gust, wann er acht Jahre alt ist, verständiger und stärker ist.

Da schämte sich Gust; denn er wäre gern schon jetzt so verständig gewesen, wie Herrmann. Nun ärgerte er sich noch stärker, daß er, vor Ungedult, den Drachen verdorben hatte. Es traten ihm Thränen in die Augen.

Herrmann! sagte Herr Blau, ich will dir was sagen. Wenn du den Drachen fliegen läßt, so mache den Spaß, und schicke ihm in die Luft einen Brief nach.

Herrmann stutzte. Einen Brief? fragte er verwundernd, ja, wie ist das nur möglich?

Das will ich dir sagen, antwortete Herr Blau. Nimm ein Blatt Papier, und schreibe einige Zeilen an den Drachen. Ist er in der Höh', so mache ein Loch in den Brief, und stecke durch dieses Loch den Bindfaden, an dem der Luftsegler angebunden ist; da wirst du sehn, daß der Brief in die Höhe marschiren, und bis an den Drachen gelangen wird.

Das kam Herrmannen sonderbar vor. Hahaha! rief er; das muß ich versuchen. Das giebt ein schönes Spectakel! —

Herrmann nahm ein Blatt Papier, Dinte und Feder, und setzte sich an den Tisch. Es wird aber nichts gescheidtes herauskommen, sagte er. Er

schrieb dann mit lateinischen Buchstaben folgenden Brief an den Drachen:

Mein lieber Drache!

Wie befindest du dich in den hohen, kühlen Lüften? — Du siehst wohl stolz auf uns Erdenkinder herab? — Es friert dich doch nicht? — Halte dich wacker und fliege nicht davon, wie vorgestern dein Herr Vetter; es könnte dir sonst so ergehen, wie ihm.

Bringe uns aus den Lüften viele Neuigkeiten mit. Adjeu! Ich bin

Dein
gnädiger Herr
Herrmann Blau.

den 31sten May
1780.

Als der Brief geschrieben war, nahmen Herrmann und Wilhelm ihre Drachen, und giengen auf die Wiese. Gust und ein Paar andere Knaben begleiteten sie.

Was das für eine Lust gab! die Drachen flatterten gar schön in der Luft herum, und wedelten besonders mit ihren Schwänzen sehr stark. Herrmann zog den Brief aus der Tasche, machte ein Loch herein, zog das Ende des Bindfadens durch, und freute sich mit seinen Kameraden gewaltig, als

der Brief immer höher und höher stieg, bis er endlich ganz bis zum Drachen kam.

Als die zwey Drachen eine halbe Viertelstunde in den Lüften herumgesegelt waren, kamen sie sich einander immer näher; endlich stießen sie an einander: die Bindfäden verwickelten sich nnd nun gab es ein Schauspiel, worüber sich alle zerlachten. Die Drachen machten komische Kapriolen, bald schossen sie herab, bald wieder hinauf, bald tummelten sie sich in einem Kreise herum, und bald stiessen sie mit den Köpfen zusammen. Zuletzt schossen beyde heftig auf die Erde nieder; mit dem Kopfe voran, und mit dem Schwanze nach. Man konnte deutlich den Klapps hören, den sie bekamen, als sie auf den Boden fielen.

Das machte Herrmannen und seinen Kameraden vielen Spaß.

O wenn ich doch auch einen Drachen hätte! rief Gust. Hab' ich nur wieder einen, den will ich gewiß nicht zerschmettern.

Es schlug zwölf. Da giengen Herrmann, Gust, Wilhelm und ihre Kameraden zu Tische. Um fünf Uhr versprachen alle, wieder auf die Wiese zu kommen, und die zwey Drachen fliegen zu lassen; auch ein paar Briefe an die Luftsegler mitzubringen.

Eine gar sonderbare Spatzierfahrt.

Eines Tages gieng Herr Blau zu einem Manne, der Wagen macht; man heißt ihn Wagner. Herrmann und Gust giengen mit.

Als Herr Blau bey dem Wagner angekommen war, rief er ihn auf die Seite, und sprach mit ihm einige Minuten lang. Die Kinder durften es nicht mit anhören, was er sprach.

Herrmann lächelte und sagte zu seinem Bruder: Gust! dahinter steckt was, Vater macht schier wieder einen Spaß! —

Als Herr Blau mit dem Wagner gesprochen hatte, kam er zu seinen Kindern und sagte: Nun gehen wir fort. Das geschah.

Vater! sprach Gust, nicht wahr, du hast was bey dem Manne bestellt?

Ich habe was bestellt; antwortete Herr Blau, und lächelte.

Und was denn, lieber Vater? fragte Gust weiter.

Ey seht, wie neugierig Gust ist; erwiederte Herr Blau.

Vater! sagte drauf Gusts Bruder, Herrmann ist auch neugierig.

Und

Und der Vater ist verschwiegen; versetzte Herr Blau. Neugierigen Leuten muß man nicht alles sagen; sonst bleiben sie allzeit neugierig, was nicht immer gut ist. Neugierige Leute sind oft unbescheidene Leute.

Da schwiegen Herrmann und Gust, und der Vater — schwieg auch.

Als die Kinder mit dem Vater nach Hause gekommen waren, sagte Herr Blau zu ihnen: Kinder! wißt ihr was? ihr habt jetzt Zeit, und ich habe auch Zeit; wir wollen einen großen, großen Drachen machen. Darüber hatten die Kinder eine große Freude.

Herrmann mußte viel Papier herbeyholen, und Gust die Mutter um ein langes Stück Bindfaden bitten. Die Arbeit gieng an. Herrmann und Gust halfen dabey so viel sie konnten; aber das meiste that der Vater.

Der Drache wurde erst den zweyten Tag fertig; denn es war ein mächtiges Thier. Er war drey Fuß breit und acht Fuß lang; ohne Schwanz.

Den Schwanz hatten Gust und Herrmann ganz allein gemacht. Er war sechs Ellen lang.

Bey einem Seiler bestellte Herr Blau eine lange Schnur, an welche der Drache angebunden werden sollte. Man gab ihm den Namen Pegasus.

Man freute sich auf den Tag, an welchem der Pegasus steigen würde. Nicht nur Herrmann und Gust freuten sich darauf; sondern auch Wilhelm, des Nachbars Sohn, und alle ihre Kameraden.

An einem Tage bließ der Wind sehr stark. Da rief Herr Blau seine Kinder herbey.

Fliegt heute der Drache? macht heute Pegasus eine Luftreise? riefen Herrmann und Gust, als sie, voller Freuden, zum Vater gesprungen kamen.

Wir machen heute eine Spazierfahrt; sagte Herr Blau.

Ah! — sagten die Kinder; warum willst du nicht heute den Drachen steigen lassen? Es geht so ein herrlicher Wind!

Wir machen eine Spazierfahrt, erwiederte Herr Blau; und dabey bleibts.

Aber wo ist der Wagen? frug Gust.

Der Wagen steht im Hofe; antwortete der Vater. Kommt, wir wollen ihn vor das Haus ziehen! —

Die Kinder sahen Herrn Blau an, und wußten nicht, was sie denken sollten.

Man gieng in den Hof. Ha! da stand ein allerliebster kleiner Kinderwagen, in welchem Herrmann und Gust Platz genug hatten.

Also in diesem Wagen sollen wir die Spazierfahrt machen? fragten die zwey kleinen Männer.

In diesem; war des Vaters Antwort.

Hahaha! riefen sie; da kann ja kein Pferd angespannt werden.

Ich will schon was anspannen, sagte Herr Blau mit einer bedeutenden Miene.

Doch nicht einen Ziegenbock? sagte Herrmann.

Keinen Ziegenbock, versetzte der Vater.

Oder des Nachbars Hund? sprach Gust.

Warum nicht gar, des Nachbars Hund; erwiederte Herr Blau.

Also wohl des Oehlmüllers faulen Esel? sagte Herrmann.

Auch nicht, antwortete der Vater.

Da machten Gust und Herrmann große Augen, und wußten nicht, woran sie wären? Sie zerbrachen sich den Kopf, konnten aber nichts herausbringen.

Der kleine Wagen ward vor das Haus gezogen.

Nun, holt doch auch den Pegasus herbey, sprach Herr Blau zu seinen Kindern.

Ach! macht der auch die Spazierfahrt mit? riefen die Kinder. Das ist scharmant! Sie holten den großen Drachen herbey.

Nun gebt Acht, was ich euch sage, sprach drauf Herr Blau. Ihr fahrt mir den Wagen auf den Fahrweg, und bleibt damit bey der ersten Erle stehen. Wenn ich nur noch jemand hätte, der den Pegasus trüge.

Vater! rief Herrmann, soll ich Nachbars Wilhelm, und den dicken Konrad rufen? Die haben jetzt gewiß nichts zu thun, und ihre Eltern erlauben es ihnen gern, mit uns zu gehen.

So springe hin, versetzte Herr Blau.

Herrmann sprang hin zu Wilhelm, und dem dicken Konrad. Beyde waren gleich bereit, mit ihm zu gehen.

Wilhelm! sagte Herrmann, nimm doch auch den lustigen Hampel mit. Der arme Schelm freut sich gewiß, wenn er mitlaufen darf.

Nun, kannst mitkommen Hampel, sprach Wilhelm. Hampel machte drollige Kapriolen, und sprang mit. Hampel war ein niedlicher, lustiger Pudel.

Herrmann und Gust zogen den kleinen Wagen, Konrad und Wilhelm aber trugen den Drachen.

Hampel spielte mit dem Schwanze, riß ihn herum, und riß ein Stück davon ab. Wilhelm rief: Hampel! du packst dich gleich auf die Seite! Da zog Hampel den Schwanz ein und gieng auf die Seite. Er folgte seinem jungen Herrn gar sehr, besser als mancher Schüler seinem Lehrer, und manches Kind seinen Eltern.

Man war bald mit dem Wagen und mit dem Drachen bey der Erle angekommen. Noch immer wußten Gust und Herrmann nicht, was der Vater im Sinne führe?

Kinder! sprach nun Herr Blau, wir wollen jetzt ein wenig herum fahren. Zuerst setzen sich Gust und Wilhelm; dann Herrmann und Konrad auf den Wagen.

Gust und Wilhelm bestiegen den Wagen.

Herr Blau ließ nun den Pegasus in die Luft steigen. Er hatte an den Schwanz desselben, weil er etwas zu leicht war, sein Schnupftuch angebunden; und nun flog der mächtige Drache in den Lüften herum, daß es eine Lust war, ihn anzusehen.

Der Wind riß den Drachen so gewaltig in die Höhe, daß Herr Blau ihn kaum erhalten konnte.

Wenn man bey der Schnur stand, an welcher er angebunden war, so hörte man ein ziemlich starkes Sumsen; nahm man aber vollends die Schnur zwischen die Zähne, so hörte man ein noch viel stärkeres Sausen. Das Sausen und Sumsen verursachte die Schnur, die von dem Winde eine zitternde Bewegung erhielt.

Nun band Herr Blau die Schnur an den kleinen Wagen, in welchem Gust und Wilhelm saßen. Alle stutzten; und wie freute und verwunderte man sich, als der Wagen von dem Drachen leicht fortgezogen wurde. Ah! ah! riefen alle; Wunder über Wunder! —

Es waren mehrere Zuschauer herbey gelaufen, um dieses Spectakel mit anzusehen. Unter andern kam auch Meister Hartknoch, ein Lederer, mit seinem kleinen Sohne Daniel herbey gesprungen, und wollte sich halbtodt lachen über das Zugpferd, das den Wagen fortzog. „Herr Blau macht seinen Kindern doch immer solchen Spaß!" sagte er zu den Umstehenden, die sich nicht genug darüber wundern konnten, daß ein papierner Drache im Stande sey, einen Wagen mit zwey Personen fortzuziehen.

Gust und Wilhelm waren auf dem Wagen seelenvergnügt. Gust schwenkte seinen Hut, gleich als wollte er den Drachen weiter fortjagen, und Wilhelm bewegte die Geisel die er in der Hand hatte, nach dem Pegasus. Hampel schien sich auch über diesen Auftritt zu verwundern, er lief bellend dem

Wagen nach, und guckte oft in die Luft nach dem Drachen.

Nach Gust und Wilhelm kamen Konrad und Herrmann auf den Wagen; und als sie eine Weile gefahren waren, sagte Herr Blau: Nun muß der Vater einmal auch fahren. Konrad und Herrmann stiegen aus dem Kütschen; und Herr Blau setzte sich herein. Er konnte aber nicht bequem sitzen, denn der Wagen war für ihn zu klein. Ob er gleich schwer war, so zog ihn der Drache doch fort. Alle Zuschauer jubelten darüber.

Nun ist es Zeit, daß wir nach Hause gehen, sagte bald darauf Herr Blau. Gust und Wilhelm zogen den Wagen, und Konrad und Wilhelm trugen den Drachen.

Das war eine herrliche Spazierfahrt! sagten die Kinder. Du sollst recht schönen Dank haben, lieber Vater, daß du uns einen so allerliebsten Spaß gemacht hast!

Diese Spazierfahrt, und diesen Spaß will ich euch noch oft machen, wenn ihr euch gut aufführt, versetzte Herr Blau.

O wie gut bist du, Vater! sagte Gust.

Sey du nur auch gut, Gust; erwiederte Herr Blau, so mach' ich dir gern dann und wann einen Spaß.

Peter Duns.

Ihr kleinen Herren! laßt euch sagen:
Bey Peter Duns hat's eingeschlagen!
Das Leckermäulchen naschte Käs und Butter;
Das sah Frau Duns, des Näschers Mutter;
Sie kam herbey, und da giengs: paff!
Die Hand den Rücken des Näschers traf.
Ihr kleinen Herren! laßt euch sagen:
Bey Peter Duns hat's eingeschlagen!
Bewahrt den Rücken! Naschet nicht!
Damit niemanden Schaden geschieht.
'S hat eingeschlagen! —

Ein Spiel.

Eine Gesellschaft von Knaben. Hahaha! hahaha! willkommen kleiner Octavmann! willkommen!

Der kleine Filitz. (Der eben hereingetreten war, macht eine tiefe Verbeugung, und einen Kratzfuß.)

Gehorsamer Diener! meine hochzuverehrende Herren.

Alle von der Gesellschaft springen von ihrem Sitze auf, drängen sich zu dem kleinen Filitz, umhalsen ihn, und rufen: willkommen, Filitzchen! schön willkommen! Freuen uns, daß du da bist! nun soll's lustig zugehn! nur du hast noch gefehlt!

Fritz Prahlmann. Ey! ey! Herr Filitz! dacht' ich doch, du wärst nicht mehr am Leben. Ich glaubte, der Wind hätte dich weggeblasen.

Der kleine Filitz. Beynahe, und das zwar vorgestern, als ich an deiner Seite gieng, und du mir erzähltest, was du schon gar in deinem Leben gethan, gesehn und gehört hättest. Da bließ ein mächtiger Wind um dich, der hätte mich beynahe umgeworfen.

Da lachte die ganze Gesellschaft, daß Fritz Prahlmann, der oft sehr alberne Einfälle hatte, und andere durch seine Späße beleidigte, von dem kleinen Filitz einen solchen Triumph bekam.

Filitz war noch sehr klein; aber er hatte mehr Verstand und Witz als mancher, der noch einmal so groß war, als er. Seine Einfälle waren oft sehr drollig, seine Späßchen allerliebst, sein Herz gut, und er war daher bey seinen Kameraden sehr beliebt. Wenn er unter ihnen war, so giengs immer lustig zu; fehlte er, so war man nicht so froh.

Filitz machte Spaß und verstand auch Spaß, das heißt, er nahm es nicht gleich übel, wenn man sich ein wenig über ihn lustig machte. Seine Kame-

raden lachten immer über seine Kleinheit und hießen ihn, im Scherze, bald ein Octavmännchen, bald ein Duodezmännchen, und bald einen Liliputianer. Aber darüber ward Filitz nicht böse; denn er wußte, daß es seine Kameraden nicht übel mit ihm meynten. Wann man über ihn lachte, so lachte er mit.

Karl Mangold hatte an einem Sonntage Nachmittags einige Freunde und Bekannte zu sich eingeladen, um sich mit ihnen ein Paar vergnügte Stunden zu machen. Alle waren bereits erschienen; nur Filitz fehlte noch. Man glaubte, er werde gar nicht mehr kommen, und bedauerte dies. Aber da trat mein Filitzchen unverhofft in Mangolds Stube, und wurde von der Gesellschaft freundschaftlich bewillkommt, wie schon oben erzählt worden ist.

Filitzchen, sagten einige von der Gesellschaft, nicht wahr, du bist dabey, wenn gespielt wird?

Mit Leib und Seel; antwortete Filitz.

Aber was soll nun gespielt werden? sagten einige.

Filitz soll ein Spiel angeben, rief Bernhard.

Ja! ja! Filitz soll ein Spiel angeben, riefen alle.

Filitz machte einen Kratzfuß, und sagte: Filitz giebt kein Spiel an; denn Filitz ist unter euch der Kleinste; dem Größten gebührt die Ehre.

Aber man ließ Filitzen keine Ruhe; er mußte ein Spiel vorschlagen.

Nun, wenn schlechterdings Filitz ein Spiel angeben muß, sagte er, so höret ihm aufmerksam zu. Er wird euch ein nagelneues Spiel vorschlagen. Noch Niemand hat das Spiel gespielt; wir spielen es zuerst. Es soll heißen — der Technolog. Jeder von euch ist ein Handwerker oder ein Künstler, und ich bin ein reisender Technolog, das heißt, ein Mensch, der die Geschäfte oder Arbeiten der Handwerker und Künstler kennt. Ich erzähle — doch zuerst will ich die Handwerke vertheilen.

Karl Mangold du bist ein Binder oder Böttcher. Wenn ich in meiner Erzählung den Böttcher nenne, so beschlägst du ein Faß mit Reifen, und singst dabey: rund um! rund um! Dumm dumm dumm! rund um! rund um!

Bernhard du bist ein — ein Künstler und zwar ein Friseur; wenn ich den Friseur nenne, so friesierst du deinen Nachbar, und sagst leise: Puder! Puder!

Peter, dessen Mäulchen fast nie still steht, soll eine Mahlmühle seyn, und wenn in meiner Erzählung die Mahlmühle vorkommt, so sagt Peter, so schnell er kann: mahle! mahle! mahle!

Ludwig, du wünscht dir immer eine Uhr, ich weiß nicht ob eine Londner oder eine Nürnberger? Die letzte würde am besten für dich passen. Doch das war nur ein Appropo! Du bist ein Uhrmacher, und wenn ich diesen nenne, so läßt du eine Uhr schlagen, und rufst: Pink! Pink! Pink!

Fritz Prahlmann macht gern Wind; er soll daher der Besitzer einer Windmühle seyn; und wenn in meiner Erzählung die Windmühle vorkommt, so muß er blasen, was er kann. Doch das thust du ja gerne, Prahlmännchen; das Blasen fällt dir nicht schwer; nicht wahr?

Adolph soll ein Koch seyn, da kann er sich genug Reißbrey kochen, den er so gerne ißt. Wenn ich den Koch nenne, so nimmt Adolph einen Löffel, und thut als wolle er eine Speise kosten. Er spricht die Worte: Marie! Pfeffer, Salz und Zimmet! —

Eduard, der in den Lehrstunden gerne mit den Beinen herumblaumelt, soll ein Drechsler seyn. Wann ich den Drechsler nenne, so thut Eduard, als wolle er das Rad an der Drechselbank mit dem Fuße in Bewegung setzen und singt: hurre! hurre! hurre! schnurre, Rädlein, schnurre! —

Ernst, dessen Gesicht immer rußig ist, soll ein Schmidt seyn. Wenn ich von dem Schmidte rede, so hämmert Ernst und ruft: Pink! — Pank! — Pink! — Pank! —

Nun gebt Acht! Ich gehe heraus und klopfe an. Einer von euch ruft: herein! Ich trete in die Stube und sage, daß ich ein reisender Technolog sey, der die Werkstätte der Handwerker und Künstler besuche. Ich beschreibe hierauf meine Reise und wenn ich einen Handwerker z. B. den Böttcher nenne: so steht derjenige, der dieser Handwerker ist, also Karl auf, und thut, was ich ihm aufgegeben habe. Karl

z. B. beschlägt ein Faß und singt: rund um! rund um! dumdumdum! rundum! rundum! Nenne ich die Windmühle, so bläßt Fritz Prahlmann, so stark er blasen kann. Wer nicht flink genug ist und sein Handwerk nicht verrichtet, wenn von ihm die Rede ist, der muß ein Pfand geben. Wann ich das Wort Handwerker ausspreche, so treiben alle Handwerker, nemlich der Böttcher, der Mahlmüller, der Windmüller und der Schmidt ihr Handwerk; wenn aber in meiner Erzählung das Wort Künstler vorkommt, so treiben alle Künstler, nemlich der Friseur, der Uhrmacher, der Koch, und der Drechsler ihre Kunst; und wer dies nicht ordentlich und nicht zur gehörigen Zeit thut, der giebt ein Pfand.

Nun frisch drauf los. Das Spiel nimmt seinen Anfang.

Der kleine Filitz sprang aus der Stube und klopft an.

Herein! hieß es.

Filitz trat in die Stube. Ihr ergebenster Diener, mein Herr! sprach er zu Karl Mangold.

Mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen? fragte Karl.

Mit einem Manne, (alle lachten, daß Filitzchen sich einen Mann nannte) der seine größte Freude darin findet, die Werkstätte der Handwerker und Künstler zu besuchen und ihre Geschäfte, Werkzeuge und Gebräuche kennen zu lernen. Sie werden wissen, mein Herr, daß man einen solchen Mann, einen Technologen heißt.

Karl Mangold. Sie sind mir sehr willkommen, lieber Herr Technologe! Lassen sie sich bey mir nieder und wenn Sie so gut seyn, und mir von Ihren gemachten Reisen recht viel erzählen wollen: so werden Sie mir einen großen Gefallen erweisen.

Filitz. Recht gern, wenn Ihnen damit gedient ist. Ich komme von Frankfurt am Mayn, wo ich mich einen Monat aufgehalten und im Gasthofe zum römischen Kaiser logirt habe. In dieser Stadt gefiel es mir recht wohl. Ich besuchte hier die Werkstätte einiger geschickten Künstler. (Bernhard, Ludwig, Adolph und Eduard treiben jeder seine Kunst.) Besonders befindet sich die Kochkunst hier in einem guten Zustande. Ich lernte einen gräflichen Koch kennen. (Adolph führt den Löffel zum Mund und ruft: Marie! Pfeffer, Salz und Zimmet.) Der verstand seine Kunst perfekt; er konnte es mit jedem Wienerkoche aufnehmen.

Von Frankfurt reiste ich nach Thüringen, wo ich einen ziemlich hohen Berg bestieg. Er heißt Inselsberg. Hier fand ich einige kleine Männer, die hatten rothe Jäckchen an und keine Hüte auf dem Kopf.

Was sind das für Männerchen? fragte ich den Mann, der mich begleitete und mir den Weg zeigte.

I! sagte er, es werden kleine Komödianten seyn.

Aber es waren keine Komödianten. Es waren einige Zöglinge aus Schnepfenthal. Diese luden

mich ein, ich sollte mit ihnen nach Schnepfenthal gehen. Einer von den Erwachsenen ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, und wie sehr freute ich mich, als ich hörte, daß er auch ein Technolog sey, und daß er mit einigen kleinen Rothjäcklern vor einigen Stunden eine Walkmühle besucht habe, die in der Nähe liegt.

(Peter plapperte so schnell er konnte: mahle! mahle! mahle! mahle! mahle! mahle! mahle!) —

Alle lachten Petern aus und Filitz sagte: Peter! du bist nicht dran zu mahlen. Du bist ja kein Walkmüller, der das Tuch walkt, sondern ein Mahlmüller, der Mehl und Grütze macht.

Peter mußte ein Pfand geben.

Filitz fuhr in seiner Erzählung fort:

Ich gieng mit den Zöglingen. In dritthalb Stunden waren wir in Schnepfenthal. Da fand ich funfzig kleine Männer, die erzogen werden und zwanzig Lehrer, die sie erziehen. Ich sah hier gar mancherley; unter andern auch, wie die Zöglinge gymnastische Uebungen anstellen, das heißt, wie sie mit und ohne Springstangen in die Höhe und in die Weite springen, wie sie auf einem Balken hin und hergehen, und das Gleichgewicht halten lernen, und wie sie an dem dünnen Ende des schaukelnden Balkens auf einem Beine stehen, einen Fuß heraufziehen und ihn küssen; wie sie, wie Eichkätzchen, auf die Bäume klettern, durch Reifen springen u. s. w.

Unter den Zöglingen sah ich acht Männerchen, die waren noch ganz klein. Sie hießen: Wilhelm, Ernst, Franz, Eduard, Peter, Thuiskon, Tido und Eckard. Wer aber unter ihnen sich am besten aufführe, weiß ich nicht. Ich fand auch ein paar kleine Drechsler und Papparbeiter hier. (Eduard bewegte seinen Fuß und sang: hurre! hurre! hurre! schnurre, Rädlein, schnurre! —

Das ist schön, sagte ich, daß es hier auch kleine Künstler giebt. (die Künstler trieben ihre Kunst) Wie viele tausend Kinder haben in ihrer Jugend keine Gelegenheit, so was zu lernen, z. B. zu drechseln und in Pappe zu arbeiten. Das sind gar herrliche Beschäftigungen!

Als ich so sprach, sah ich einen Mann, der war ganz bepudert. Es war der Schnepfenthäler Mahlmüller. (Peter plappert sehr schnell: mahle! mahle! mahle! mahle! mahle!)

Von Schnepfenthal gieng ich nach Gotha; da besuchte ich einige Handwerker und Künstler (alle treiben ihre Kunst oder ihr Handwerk) z. B. einen Uhrmacher, einen Drechsler, einen Schmidt u. s. w. Auch besuchte ich hier eine kleine Erziehungsanstalt, wo Knaben und Mädchen erzogen werden. Ein gewisser Herr Kirsten hat diese Anstalt errichtet.

Ludwig rief: Pink! Pink! Pink! Eduard: hurre! hurre! hurre! schnurre, Rädlein, schnurre! Ernst: Pink! — Pank! — Pink! — Pank! —

Von Gotha reiste ich nach Erfurt, dann nach Weimar, dann nach Jena, wo ich bey einem Friseur einkehrte. (Bernhard frisierte seinen Nachbar Adolph und sagte leise: Puder! Puder!

Von Jena reiste ich über Naumburg, Weissenfels und Merseburg, wo ein gutes bittres Bier gebraut wird, nach Halle und von Halle nach Dessau. Auf diesem Wege sah ich viele Windmühlen.

(Fritz Prahlmann bließ gewaltig; die ganze Gesellschaft sprang auf und wollte vor Lachen vergehen).

Ich hatte noch nie eine Windmühle von innen gesehen; daher beschloß ich, diese Gelegenheit zu benutzen und in eine zu steigen. Ich kam aber den großen Flügeln der Windmühle, die ich besehen wollte, so nahe, daß ein Flügel mir den Hut vom Kopfe riß. Ich hatte von Glück zu sagen, daß er nicht meinen Körper zu packen bekam. Er hätte mich mausetodt geschlagen. In der Windmühle fand ich einige Künstler und Handwerker, einen Papiermacher, einen Buchdrucker, einen Uhrmacher, einen Perückenmacher. —

Haha! Herr Bernhard! ein Pfand her! rief Filitz. Hast nicht deine Kunst getrieben.

Du hast ja nichts vom Friseur gesagt; versetzte Bernhard.

Hahaha! ist denn der Perückenmacher nicht ein Friseur? erwiederte Filitz.

Bern=

Bernhard mußte ein Pfand geben.

Von Dessau, fuhr Filitz in der Erzählung fort, bin ich gerade hierher gekommen, um hier die Werkstätte der hiesigen Künstler und Handwerker zu besehen. Ich höre, Sie haben hier Uhrmacher, Friseure, Köche, Schmidte, Drechsler, Böttcher, Schuster, Schneider, Schreiner, geschickte Mahlmüller, Maurer, Tuchmacher, Nadler, Leineweber und Hutmacher genug.

Meine Herren! sagte Filitz, meine Erzählung ist zu Ende. Es kann jetzt ein anderer den reisenden Technologen spielen. Das that Karl Mangold, und nach ihm Bernhard und Karl.

Fritz Prahlmann wollte auch Technolog seyn; allein man ließ es nicht zu, weil man fürchtete, er werde nichts als Windbeuteleyen machen.

Als das Spiel zu Ende war, zählte man die Pfänder. Es waren ihrer zwanzig. Die meisten waren von dem flatterhaften Peter; der kleine Filitz durfte nur eines geben.

Es werden Pfänder ausgelöst.

Filitz hatte die Pfänder in sein Schnupftuch gethan. Er steckte die Hand hinein und sagte: meine Herren insgesammt! belieben sie mal Acht zu geben. Die Pfänder werden eingelöst. Was soll der thun, dessen Pfand ich in der Hand habe? Karl Mangold, du bist der erste Schiedsrichter. Dictire eine Strafe.

Karl Mangold. Er soll einige Fragen beantworten, die unser Octavmännchen an ihn thut; und antwortet er nicht gut: so machen wir uns lustig über ihn. Wir lachen und zischen ihn aus.

Fritz Prahlmann (reibt sich die Hände). Ach! wenn das Pfand doch mir gehörte! wie wollt' ich ihm die Fragen beantworten! Das ist immer meine größte Freude. —

Der kleine Filitz. Fritzchen! blaß uns nicht um.

Alle lachten über den Prahlmann, hielten sich die Nasen zu und sprachen: Fi! fi! fi!.

Ernst, der neben Fritz Prahlmann saß, sagte ganz leise zu ihm: Eigenlob stinkt! —

Fi! fi! giengs noch immer.

Fritz Prahlmann wurde im ganzen Gesichte blutroth. Er schämte sich.

Filitzchen zog einen kleinen Taschenkalender aus dem Schnupftuche, in welchem die Pfänder waren. Ach! rief er, das ist Schade! das Pfand gehört dem Windmüller, unserm superklugen Prahlmann. Da bekommen wir nichts zu lachen und zu zischen. Denn Prahlmännchen beantwortet alle Fragen accurat. Schade! Schade!

Schade! Schade! riefen auch die Uebrigen.

Indeß will ich mein Amt thun, sprach Filitz. Fritzchen! du merkst fein auf; und antwortest flink; denn ich habe die Leute gern, die alles schnell verrichten; sich schnell anziehen, waschen, kämmen u. s. w. Nur die Leute, die schnell essen, hab' ich nicht gern. Alles hurtig, Prahlmännchen! welche Kerze brennt länger, die von Wachs oder von Talg? nur schnell geantwortet.

Fritz Prahlmann. Je! das versteht sich von selbst, die Wachskerze brennt länger.

Alle. Hahaha! hahaha! zisch! zisch! zisch! wischi! wischi! wisch! zisch! zisch! zisch!

Filitz. Du hast falsch geantwortet, Fritzchen. Es brennt weder die Kerze von Wachs noch die Kerze von Talg länger; es brennen beyde kürzer. Nun die zweyte Frage: Wie kommt der Floh auf den Thurm?

Fritz Prahlmann. Je! der Thurmwächter trägt ihn hinauf.

Alle. Hahaha! hahaha! zisch! zisch! zisch! wischi! wischi! wisch! zisch! zisch! zisch!

Filitz. Der Floh kommt braunroth auf den Thurm. Das wollt' ich haben.

Fritz Prahlmann. Aber du thust auch lauter spitzige Fragen.

Alle. Armer Fritz! daß dich die Fragen nur nicht stechen!

Filitz. I der tausend! du wirst dich doch über die Fragen nicht beschweren? So ein Meister in Antworten wie du, dessen größte Freude es ist —

Fritz Prahlmann. Filitz! Filitz! du treibst es zu weit.

Filitz. Na, na, nichts für ungut, wirst's doch nicht übel nehmen. Aber das waren erst zwey Fragen. Nun kommt die dritte, die ist kinderleicht. Was ist schwerer, ein Pfund Bley oder ein Pfund Pflaumfedern?

Fritz Prahlmann. Ein Pfund Federn versteht sich.

Alle. (in die Hände klatschend). Hahaha! hahaha! hahaha! zisch! zisch! zisch! wischi! wischi! wisch! zisch! zisch! zisch!

Filitz. Ein Pfund Bley ist eben so schwer wie ein Pfund Federn, denn ein Pfund Bley ist gerade so schwer als ein Pfund, und ein Pfund Federn ist auch nicht leichter und nicht schwerer als ein Pfund, also sind beyde gleich schwer.

Filitz that an Fritz Prahlmann noch folgende Fragen:

1) Was ist das schwerste Ding in der Welt? *)

2) Welches Feuer brennt nicht?

3) In wie viele Klassen werden die Thiere eingetheilt?

4) Wie unterscheiden sich die Amphibien von den Fischen?

5) Wovon ernähren sich die Grönländer?

6) In welchem Kreise liegt Hamburg?

7) Wo liegt Prag?

8) Wo liegt Koburg, Petersburg und Konstantinopel?

Fritz Prahlmann beantwortete nur zwey Fragen richtig. Er wurde brav ausgezischt, und das

*) Antwort: das Feuer.

war ihm schon recht; denn er war ein unausstehlicher Windmacher, und gab sich oft für einen Menschen aus, der außerordentlich viel wüßte; und doch stack nicht viel in seinem Kopfe.

Nun steckte Filitz zum zweytenmale die Hand in das Schnupftuch, und fragte: was soll der thun, dessen Pfand ich in der Hand habe? Fritz Prahlmann, schlage du eine Strafe vor.

Fritz Prahlmann. Er soll uns von kleinen Männern, etwa von den Liliputianern, was erzählen.

Filitz zog das Pfand hervor. Es war eine verzuckerte Mandel in ein Papierchen eingewickelt.

Aha! riefen alle, die gehört richtig unserm Zuckermäulchen, dem Karl Mangold!

Man hatte es errathen; die Mandel gehörte wirklich dem Karl Mangold.

Nun zu erzählt, riefen alle. Filitzchen spitz' dein Ohr; denn es könnte seyn, daß er auch von dir was erzählt.

Karl Mangold. Ich erzähle zuerst von den Liliputianern. Das waren winzige — doch ist's nicht besser, ich sage euch die Fabel vom lieben Herrn Weisse in Leipzig, her; worin von den Liliputianern erzählt wird.

Alle waren damit zufrieden, und Karl Mangold sagte folgende Fabel her:

In Liliput — ich glaub' es kaum,
Doch Swift *) erzählts — gibts Leute,
So groſs, als ungefähr ein Daum:
Man denk' erst in die Weite!
Da müſſen ſie gewiſs ſo klein,
Als bey uns —

Alle lachten und zeigten auf den kleinen Filitz; „Als bey uns unſer Filitz ſeyn," ſagten Bernhard und Ernſt ganz leiſe.

Filitz erwiſchte ein Lineal, lächelte und gab jedem einen Klapps auf die Finger, der auf ihn zeigte.

Karl Mangold fuhr fort:

Da müſſen ſie gewiſs ſo klein,
Als bey uns eine — Mücke ſeyn.

O wär' ich dort, wie groſs wär' ich!

Tröſte dich', Filitzchen! riefen alle.

Man nennte mich den Rieſen,
Und mit den Fingern würd' auf mich,
Wo man mich ſäh', gewieſen:
„Dort, ſprächen ſie, dort gehet er!"
Und vor mir gieng' Bewundrung her.

---

*) Anmerk. Swift war ein Engländer, der viel Spaſshaftes hat drucken laſſen.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär',
Als jetzt; sie aber wären
Gesitteter, verständiger,
Wie? würden sie mich ehren?
Ich glaube kaum. Sie würden schreyn:
„Am Leibe groſs, am Geiste klein!"

Alle sahen den kleinen Filitz an und lachten freundlich, aber keiner getraute sich, mit dem Finger auf ihn zu zeigen; denn Filitz hatte noch immer das Lineal in der Hand.

Wenn es euch gefällt, sagte Karl Mangold, so will ich euch noch ein paar Anekdötchen von winzigen Männern erzählen.

O erzähle! erzähle, Karl! riefen alle.

Karl Mangold. Also zuerst vom Parvulus. Parvulus war noch kleiner als unser Filitzchen. (Filitz gab Karln mit dem Lineal einen Klapps). Er war so klein und so leicht, daß ihn der Wind zuweilen, wie ein Stück Papier wegbließ. Ein paarmal führte ihn der Wind auf einen Berg, und warf ihn in einen Steinbruch; der arme Parvulus wurde einmal so stark an einen Stein geschmettert, daß er beynahe das rechte Bein brach. Von dieser Zeit an, ließ er sich an seine Schuhe, Sohlen von Bley machen; die konnte der Wind nicht leicht wegblasen. Aber was geschah? Einmal bließ der Wind so heftig, daß er den armen Par-

vulus aus den Schuhen hob. Die Schuhe mit den bleyernen Sohlen blieben liegen, aber Parvulus wurde fortgeblasen. Er ist nie wieder zum Vorscheine gekommen.

Noch kleiner als Parvulus war Mikrologus. Das war euch zugleich ein neugieriges Kerlchen. Einmal spatzierte er in einen Gasthof. Da lag fest an dem Fenster ein Reisender auf der Bank ausgestreckt; der schnarchte gewaltig. Mikrologus lachte gar herzlich, als er das Schnarchen vernahm. Fest bey der Bank, auf der der Reisende lag, stand ein Stuhl. Auf diesen Stuhl kletterte Mikrologus. In einer halben Viertelstunde war er drauf. Er konnte jetzt recht gut das Gesicht des Schnarchers sehen. Mikrologus kikerte gewaltig. Doch, zum größten Unglück war das Fenster offen. Der Reisende schnarchte einmal sehr stark, so daß Mikrologus von dem Athem desselben zum Fenster hinausgeworfen wurde.

Aber noch kleiner als Mikrologus, war Tuktuktuk. Dieser hieng sich einmal an die Schürze seiner Mutter, und bat sie, heute zu Mittage Klöse zu kochen. Die Mutter machte auf dem Heerde ein Feuer, und setzte einen Topf dabey. Tuktuktuk wollte gern wissen, ob in diesem Topfe Klöse wären? Er bestieg daher eine kleine Leiter, die an dem Heerde angelehnt war, und kam auf diese Weise glücklich zum Feuer. Eben wollte er in den Topf gu-

cken, als ihn der Rauch mit sich fortnahm, und mit ihm eine Reise durch den Rauchfang machte. Am äußersten Ende des Rauchfangs hielt er sich fest; und rief: Mutter! Mutter! Die Mutter mußte ihn lange suchen, bis sie ihn endlich auf der Spitze des Rauchfangs sitzen und sich die Augen reiben sah. Er sah aus wie ein Schornsteinfeger. Die Mutter ließ ihn vom Rauchfange herabholen.

Noch kleiner als Tuktuktuk war Philipimpus. Den konnte man oft nur durch ein Vergrößerungsglas sehen. Philipimpus war ein grosser Liebhaber von Reiten. Doch diese Liebhaberey brachte ihn einmal elendiglich ums Leben. Er sattelte nemlich eines Tages seinen neuen Gaul, dem er den Namen Bucephalus gegeben hatte. Bucephalus war eine muntre Waldameise. Kaum hatte Philipimpus sie bestiegen; so warf sie ihn herunter. Er fiel sehr unsanft zu Boden. Bucephalus schlug mit dem rechten hintersten Beine aus, und traf den unglücklichen Reiter so stark an die Schläfe, daß er mausetodt auf der Erde liegen blieb.

Die ganze Gesellschaft lachte über Karl Mangolds Erzählung. Man löste auch die andern Pfänder aus, und es wurden mitunter drollige Strafen dictirt.

Als die Pfänder ausgelöst waren, tractirte Karl Mangold seine Gäste mit gebratenen Kastanien, die ihm von Frankfurt waren zugeschickt worden. Dann

giengen alle vergnügt auseinander, und versprachen, am künftigen Sonntage Nachmittags bey dem kleinen Filitz zusammen zu kommen und das Amtmannsspiel zu spielen.

Hans Jürgen.

Hans Jürgen ist ein kleiner Mann,
Mit einer Habichtsnase,
Der wie ein Hirte pfeiffen kann,
Und laufen wie ein Haase.
Im ganzen Städtchen saget man!
Hans Jürgen ist kein wackrer Mann.

Hans Jürgen bettelt allezeit
Bey jedem um Geschenke;
Und wohlbekannt sind weit und breit
Hans Jürgens arge Ränke!
Drum höret man von Jedermann:
Hans Jürgen ist kein wackrer Mann!

Hans Jürgen liebt das Lernen nicht,
Ist faul wie Müllerthiere; *)
Hört nicht auf das, was Vater spricht,
Sein Schreiben ist Geschmiere.

*) Müllerthiere werden gewisse träge langöhrige Thiere genannt, weil viele Müller sich ihrer zum Herbeyschaffen des Getraides und zum Wegtragen des Mehles bedienen.

Und darum saget Jedermann:
Hans Jürgen ist kein wackrer Mann!

Das Bübchen mit der Habichtsnas',
Nascht gerne Pflaumenfladen,
Und rauft sich oft im grünen Gras
Mit seinen Kameraden;
Drum heißt es: seht den Buben an!
Hans Jürgen ist kein wackrer Mann!

Hans Jürgen liebt zu sehr den Schlaf
Und warme Federbetten;
Ist stolz, wie mancher kleine Graf,
Und necket oft Janetten.
Die arme Schwester! sagt man dann:
Hans Jürgen ist kein wackrer Mann!

Und wer Hans Jürgen widerspricht,
Dem lacht der lose Knabe
Ganz unverschämt in's Angesicht,
Und kräht dann wie ein Rabe;
Drum man mit Rechte sagen kann:
Hans Jürgen ist kein wackrer Mann!

Vor kurzem lacht' der kleine Kautz
Herrn Walther in's Gesichte;
Doch, ach! da gieng es: schwipp! schwapp! pautz!
Das war kein gut Gerichte!
Hans Jürgen heulte jämmerlich,
Und Walther rief: Kautz! bessre dich! —

Befolgt Hans Jürgen diese Lehr',
Die Walther ihm gegeben:
So wird er dann in Fried' und Ehr',
Geliebt von Vielen, leben; —
Im ganzen Städtchen heißt es dann:
Hans Jürgen ist ein wackrer Mann! —

Hans Jakob.

Hans Jakob ist ein kleiner Mann,
Voll Spaß und voller Leben!
Er sprosset auf, der kleine Mann,
Gleich wie Tockayer-Reben!
Im ganzen Städtchen saget man:
Hans Jakob ist ein wackrer Mann!

Blickt man das kleine Männchen an,
So hat man seine Freude;
Es hilft den Armen, wo es kann,
Thut keinem was zu Leide.
Drum heißt es auch bey jedermann:
Hans Jakob ist ein wackrer Mann!

Hans Jakob liebet Spiel und Scherz;
Doch nur in freyen Stunden;
Sein gutes, liebevolles Herz
Schlägt Andern keine Wunden;
Mit Lieb' umfaßt er jedermann;
Hans Jakob ist ein wackrer Mann!

Kühn ist er! doch verwegen nicht;
Stets offen; doch bescheiden;
Er hält, was er einmal verspricht;
Macht gerne heimlich Freuden,
Er lächelt jeden freundlich an;
Hans Jakob ist ein wackrer Mann!

Wollt ihr ein fleißig Männchen sehn,
Dann dürft ihr ihn nur sehen.
Er liest und schreibt recht rein und schön,
Und haßt das Müßiggehen;
Er lernet, was er lernen kann;
Hans Jakob ist ein wackrer Mann!

Hans Jakob liebt Geschenke nicht;
Doch macht er selbst Geschenke;
Rein hält er Händ', Kleid und Gesicht,
Und hasset Trug und Ränke.
Niemanden sieht er neidisch an;
Hans Jakob ist ein wackrer Mann!

Hans Jakob thuet, was er thut,
Nicht, um gelobt zu werden;
Auch ohne Lohn ist er stets gut;
Das ist das Best' auf Erden;
Und darum rufe Jedermann:
Hans Jakob ist ein wackrer Mann!

Bei Buchhändler Mäcken dem Jüngern in Reutlingen sind nachstehende wohlfeile Bücher zu haben. 1801.

Bonaparte als Mensch, Bürger, Krieger und Regent geschildert. Mit Bemerk. über die neueste Verfassung der franz. Republik. 8. 1801. 1 fl. oder 16 ggr.

Fr. Bouterweks, Gedichte, wohlf. Ausg. 8. 1801.

J. G. Büsch, Darstellung der Handlung in ihrem ganzen Umfange, 5 Bde, 2te verb. Aufl. 8. 1800. 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 ggr.

Butlers Hudibras. Frei übersezt von D. W. Soltau; neu umgearbeitet mit verm. Anmerkungen, 8. 1800. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 ggr.

Charakteristische Darstellung der beiden apokalyptischen Thiere aus dem Meer und der Erde in ihrer gemessenen Laufbahn; zur richtigen Beurtheilung des gegenwärtigen Zeitpunkts, nebst einem Seitenblick auf die merkwürdigsten politischen Ereignisse unsrer Zeit, 8. 1801. 45 kr. oder 12 ggr.

J. L. Ewald, über Revolutionen und die kräftigsten Mittel dagegen, 8. 48 kr. oder 12 ggr.

J. Glatz, rothes Buch, oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen; mit Rüksicht auf das Alter der Leser bearbeitet, 4 Thle, 8. 1801. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 14 ggr.

Dessen Unterhaltungsbuch der kleinen Familie Grünthal, oder Erzählungen für die zartere Jugend, 2 Theile, 8. 1801. 1 fl. 16 kr. oder 20 ggr.

Dessen Familiengemälde und Erzählungen für die Jugend, 2 Thle, 8. 1801. 1 fl. 8 kr. oder 18 ggr.

Neuentdekte Historia, wie auch seltsame Abenteuer, Ränke und Schwänke der weiland weltbekannten Frau Lieschen Eulenspiegel, gr. 8. 1801. 12 kr. oder 3 ggr.

K. H. Heydenreichs Maximen für den geselligen Umgang. Ein Taschenbuch für junge Leute, welche Ehre, Nutzen und Vergnügen in der Gesellschaft suchen, 8. 1801. 30 kr. oder 8 ggr.

J. G. Herders Kalligone. Vom Angenehmen und Schönen 2c. 3 Theile, 8. 1800. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 ggr.

Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht, 8. 1801.

D. J. H. Jungs, theoretische und praktische Thierarzneikunde, 8. 1800. 1 fl. oder 16 ggr.

J. Kant's Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen, 8. 1801. 48 kr. oder 12 ggr.
Dessen metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre, 2te Auflage, 8. 1800. 36 kr. oder 9 ggr.
Freiherr v. Knigge, über den Umgang mit Menschen, 3 Thle, 6te verb. Auflage, 8. 1800. 1 fl. oder 16 ggr.
R. C. Lossius Meister Liebreich; ein lehrreiches Lesebuch für Bürger und Landschulen, 2 Thle, 8. 1801. 1 fl. od. 16 ggr.
K. Fr. Lossius Gumal und Lina. Eine Geschichte für Kinder, um ihnen die ersten Religionsbegriffe beizubringen, 2 Thle, 8. 1800. 1 fl. 15 kr. oder 20 ggr.
Wilhelm Meisters Lehrjahre; ein Roman von J. W. Göthe, 4 Thle, 8. 1801. 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 ggr.
D. A. H. Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Erzieher, 2 Bde, 3te verb. Aufl. 8. 1801. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 ggr.
Jean Paul: das Kampaner Thal oder über die Unsterblichkeit der Seele, 8. 1801. 24 kr. oder 6 ggr.
Philosophie der Ehe; ein Beitrag zur Lebensphilosophie für beide Geschlechter, 8. 1801. 48 kr. oder 12 ggr.
D. F. V. Reinhards System der christlichen Moral, 2 Bde, 3te verb. Aufl. gr. 8. 1801. 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 ggr.
Dessen Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre, 8. 1801.
v. Rochows Kinderfreund; ein Lesebuch für Volksschulen, 2 Theile, 8. 16 kr. oder 4 ggr.
Schellers kurzgefaßte lateinische Sprachlehre, 8. 48 kr. oder 12 ggr.
Dessen kleines lateinisches Wörterbuch, neue Ausgabe, 8. 1 fl. oder 16 ggr.
Fr. Schillers Gedichte, 1r Band, niedliche Ausgabe, 8. 1801. 36 kr. oder 9 ggr.
D. Fr. Seilers A. B. C. und Lesebuch, 8. 1801. 8 kr. oder 2 ggr.
J. H. Voß Luise; ein ländliches Gedicht in 3 Idyllen, neue Ausgabe, 8. 1800. 36 kr. oder 9 ggr.

Nachricht.

Ausser diesen Schriften besorge ich alle mögliche ältere und neuere wohlfeile Bücherausgaben mit promptester Accuratesse zu den billigsten Bedingnissen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Das rothe Buch oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen Ein Lesebuch

Bd.: 1

Reutlingen (1801)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2147
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259926-7